



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.** mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Der stille Weg.

(5. Fortsetzung.)

Roman von Richard Stowronnek.

„Mein lieber Herr von Sacrow, was macht man mit Leuten, die sich eine geschlagene Woche lang nicht sehen lassen?? Obwohl sie bei allem gerechten Dienst nachmittags oder abends wohl eine Stunde hätten finden können, um wie sonst auf einen Sprung in Quessendorf vorzusprechen?! . . . Ich muß diesen Absatz schließen, sonst geht mir vor gerechtem Zorn allzu frühzeitig mein Vorrat an Interpunktionen aus!!

Die beifolgenden Erdbeeren haben Sie also nicht verdient! Auch darf ich um keinen Preis der Welt verraten, wer sie gepflückt hat . . . auf Spaziergängen, die ihn nicht erreichten, immer den Maldeiner Weg entlang . . .

Zu übermorgen Abend haben sich nun ein paar nette Leute bei uns angesetzt, die garstigen und unartigen müssen wie immer leider erst extra eingeladen werden. Unter den erigennannten Frau von Reichner, Groß-Klenzien, mit — man denke — Autobesuch aus Berlin! Aus Berlin!!

Ich bin ein wenig neugierig auf diesen Besuch, denn dem Mercedesmann geht oder rennt vielmehr ein merkwürdiger Ruhm voran. Ihm gehört nämlich so ziemlich das ganze Deutsche Vaterland zwischen Wilmersdorf und Charlottenburg, den Quadratzentimeter, glaub' ich, zu einem Taler gerechnet! Sein seliger Herr Papa soll noch das Stiefeltragen als lästig empfunden und auf dem ihm gehörigen Teil Preußens die Kartoffeln höchstselbst ausgebuddelt haben, aber wenn eine derartige Tätigkeit so ganz im passé défini liegt und in einer nachmals so teuer gewordenen Gegend, so drückt man beide Augen zu, leider Gottes. Zitiert vielleicht noch das Bonmot eines verstorbenen römischen Kaisers und bedauert, daß die eigenen hochgeehrten Herren Vorfahren so wenig einsichtig waren, für Landbesitz und Ausbreitung des Christentums in der Umgegend von Maldeinen zu fechten, statt in der von Berlin. Ich werde wieder einmal gehässig wie immer, wenn von so vielem Geld die Rede ist, und es ist an die unrechte Stelle geraten.

Nämlich der Mercedesmann heißt: Schmielke! August Schmielke!! Ein bißchen viel auf einmal, nicht wahr? Hoffentlich hat er wenigstens einen Direktortitel von irgend einer Aktiengesellschaft oder so etwas Ähnlichem, sonst denke ich mir den Moment des Vorstellens gräßlich!

Sie werden natürlich fragen, weshalb ich einen solchen Menschen empfangen. Ja, mein lieber Herr von Sacrow, das hängt eben mit der betrieblenden Entwicklung nicht nur Berlins,

sondern auch aller sonstigen Verhältnisse zusammen. Im übrigen ist mein Mann immer noch Vormund der Geckenschen Kinder, und da dieser Herr Schmielke sich in hiesiger Gegend ankaufen will, gedenkt er ihm Heinrichswalde anzuhängen, damit die armen Würmer wenigstens ein bißchen für die Zukunft gesichert sind. Der verstorbene Geckhen war auch einer von denen, die sich niemals einzuschränken verstanden.

Wenn das Wetter sich bis übermorgen hält, soll balchampéret und im Freien gegessen werden. Überhaupt italienische Nacht mit Lampions, Feuerwerk und bengalischer Beleuchtung. Also es kann sehr nett werden übermorgen Abend in Groß-Quessendorf. Mit vielen herzlichen Grüßen Ihre alte Freundin Fanny v. Quessendorf.

Frau Fanny warf die Feder auf die Platte des zierlichen Mahagonischreibtisches und reichte herzlich die vollen Arme, so daß die weißen Spitzenärmel ihres rosafarbenen Morgenkleides bis zu den Schultern zurückfielen. „Uff, ein Stück Arbeit bei der Hitze! Und wenn ich dich nicht so lieb hätte, Pirel! Aber da, lies mal erst selbst, was ich an Sacrow geschrieben habe, ehe ich den Brief dem Kutsher mitgebe.“

Alix Prahlstorff, die mit dem letzten Modejournal in dem bequemen Schaukelstuhl zur Rechten des Schreibtisches kauerte, trotz der frühen Morgenstunde schon im eleganten Tennisdress, streckte lebhaft die Hand aus: „Du hast an Sacrow geschrieben? Wie lieb von dir, Fanny!“

„Na lies mal erst!“ Und Frau Fanny langte nach einer der russischen Zigaretten, die in einem silbernen Kästchen auf dem Schreibtisch lagen, beobachtete, wie bei den ersten Zügen über Alexens hübsches Gesicht ein leichtes Lächeln huschte, dann aber die feingeschwungenen, dunkeln Augenbrauen sich finster zusammenzogen. Und schließlich eine zornige Bewegung, als sollte der wappengeschmückte Briefbogen mitten durchgerissen werden. Da fiel sie ihr in den Arm. „Erlaube, lieber Schatz, dazu steckst in dem Schriftstück da denn doch zu viel diplomatische Arbeit!“

Alix war aufgesprungen, ihre feinen Nasenflügel zitterten vor Erregung. „Dann . . . dann wirst du vielleicht die Liebeshwürdigkeit haben, mir zu erklären, was der Brief da bedeuten soll?“

„Aber gern, Pirel, obwohl es eigentlich überflüssig ist, denn du scheinst ja recht gut verstanden zu haben. Morgen nachmittag trifft Herr August Schmielke ein nebst Fräulein Schwester, um sich nämlich Heinrichswalde anzusehen, na und da erschien

es mir angemessen, übermorgen eine kleine Gartenfete zu veranstalten, um den Herrschaften den Eintritt in die hiesige Gesellschaft nach Kräften zu erleichtern. Herrn von Sacrow aber habe ich deshalb so ausführlich geschrieben, weil ich seine Mitwirkung nicht gut entbehren kann, aus ganz bestimmten Gründen. Aber du hast vielleicht recht, ich hätte es ihm vielleicht noch deutlicher machen und etwa den Passus einfügen sollen: „Man spottet über diese Sorte Menschen, aber man heiratet sie zuweilen!“

Alix richtete sich auf, ihre dunkeln Augen sprühten. „Niemaß, Fanny! Ich merke ja schon seit Tagen, daß sich etwas um mich zusammenzieht, aus allerhand dunkeln Andeutungen, aber ich sage dir: Niemaß, nie!“

Frau Fanny steckte sich gleichmütig ihre Zigarette an. „Du, liebe Alix . . . mit so geschwollenen Worten . . . also ich an deiner Stelle würde mich nicht so endgültig festlegen: Niemaß ist ein Wort, daß man sich, ehe man es nämlich ausspricht, eine ganze Weile überlegen sollte. Namentlich aber in deiner Situation! Ja, wenn du immer noch die Erbin von Prahlstorff, Langenheide und Bieskau wärest! Aber die zweltausend Mark Rente, die mein guter Dicker dem Prahlstorffer Gläubigerkonsortium abgenötigt hat, können jeden Augenblick fortfallen, sobald nämlich der Besitz in andere Hände übergeht, und die Tatsache, daß die alte Großtante Vetlow dich von Zeit zu Zeit aus den Klauen deiner Hoflieferanten errettet . . . ja, mein liebes Kind, das kann man doch nicht gut eine ‚Mitgift‘ nennen. Und du siehst ja, wie die Herren rechnen. Nehna ist sans adieu fortgeblieben, aber auch dem guten Sacrow scheint es zu wenig gewesen zu sein, um darauf sein ‚Lebensglück‘ aufzubauen . . .“

„Weil er unter dem Einfluß dieser böartigen kleinen Person, seiner ‚Freundin‘ Hartung, steht“, warf Alix mit zornigen Augen ein.

„Ah nein, mein Schatz, sondern, weil er neben seinem ‚liebenden Herzen‘ eine kleine Rechenmaschine trägt. Na und da die immer sagte: Tich tadh, es reicht nicht, tich tadh, Schulden und noble Passionen geben Minus — da hat er zwar ein paar Wochen mit dir in der wildesten Art gestirret — das war ja umsonst zu haben, kostete nichts — dann aber, als es ernst werden sollte, einen höchst beleidigenden Rückzug angetreten. Aber wenn du noch länger auf ihn warten willst, schön, ich habe nichts dagegen. Nur ich schätze, Herr Schmiele schwimmt sich indessen auf sein Auto und fährt mit seinen dreißig oder mehr Millionen eine Station weiter. Vielleicht ins Posenische hinunter, denn einem sichern on dit zufolge hat man ihm außer dir noch einige andere hochgeborene, aber total verarmte Komtessen angetragen!“

Alix Prahlstorff zuckte wie unter einem Schlage zusammen und hob den stolzen Kopf. „Eine Frage, Fanny: Wer hat sich's herausgenommen, diesem ekelhaften Millionenprohen meine Hand anzutragen?“

Frau Fanny schnippte die Asche von ihrer Zigarette. „Ach Gott, Alix, wozu das Pathos? Wir sind ja ganz unter uns Pastorentöchtern. Wir nicht, verlaß dich darauf; im Gegenteil, mir geht die Sache heillos gegen den Strich, denn wenn's nämlich rauskommt, daß wir bei einer so deutlich geschobenen Aktion mit Absicht mitgehoben haben, können wir wegen totalen Geschnittenwerdens aus der hiesigen gentry einfach auswandern. Nichtsnutziges Pharisäertum, aber auch hierin gilt der Grundsatz: ‚Mach's, nur laß dich um Himmels willen nicht erwischen.‘ Und, wenn mir mein guter Dicker nicht in deinem Interesse so zugeredet hätte . . . aber, wie du willst. Ich spar' mir dann ebenso gern den ganzen Trubel!“ Und sie zuckte mit den Achseln und trat dem offenen Fenster hinüber. In dem dämmerigen Raum, den der Baron von Duestendorf seiner Gattin mit auserlesenen Geschmack und in einem Anfall verschwenderischer Laune zu einem behaglichen Nestchen eingerichtet hatte, wurde es so still, daß man das Summen der Bienen hören konnte, die in den tief über die Fenster hängenden Lindenweigen von Blüte zu Blüte flogen.

Alix Prahlstorff aber stand in flammender Empörung, ihre weißen Zähne gruben sich in die ein wenig zu volle Unterlippe, und ein Gefühl bitteren Efels schnürte ihr die Kehle zu . . .

So weit war es also gekommen! Die stolze Komtesse Alix, der in jenen Prahlstorffer Zeiten kein hochadliger Freier gut genug gewesen war, wurde einem ekelhaften Parvenu angetragen, angeboten wie eine Ware . . . einem tölpelhaften Bauernkümmele, dessen Urtrokeltern vielleicht noch Leibeigene gewesen waren, und der aus der wimmelnden Masse nur emporgestiegen war, weil seine dreißig oder vierzig Morgen Kartoffelacker auf dem Weg lagen, auf dem sich das ungemessene Werte zeugende Ungetüm Berlin gen Westen wälzte . . . Und nicht einmal in ihrem Belieben lag die Entscheidung, sondern sie war eine willenlose Ware, die mit prüfendem Auge gemustert wurde, ob sie auch den Kaufpreis verlohnte. Wenn diese Musterung aber zu ihren Ungunsten ausfiel, dann zuckte der zuvor vielleicht Kauflustige die Achseln und wandte sich gleichgültig ab, denn ihm war ja noch mehr blaues Blut angeboten worden, und er konnte weiter wählen . . . dieser Bauernsohn, dessen Voreltern sich noch scheu hinter der vors Gesicht gehaltenen Mütze gebückt hatten, wenn ihr Herr hoch im Sattel über die Felder ritt, den Bogt mit der Peitsche hinter sich, der rechte jetzt den kurzgeschorenen Kopf, sah dem Edelsträulein frech und begehrlieh in das stolze Gesicht — ah, über die Schmach! Aber wo war ihr Edelknappe, der auf ihr Geheiß den Frechen zu züchtigen hatte? Der sah irgendwo im ängstlichen Winkel, zählte Zahlen zusammen, indessen ihm eine andere über die Schulter sah. Es reicht nicht, es reicht nicht . . . Dies hast du noch vergessen und jenes — Oh, wie sie sie haßte!

Aber noch war es ja nicht so weit — noch konnte sie sich aus eigener Kraft helfen! Sie brauchte nur die Hand zu heben und ihr „Niemaß“ zu wiederholen, dann blieb ihr diese neue Demütigung erspart, die ihr fast noch schwerer dünkte als alles, was sie bisher schon erlitten hatte . . . Sie fuhr wieder in die weite Welt hinaus, und alles war wieder, wie es gewesen war! Sie blieb die stolze Alix Prahlstorff, deren Stammbaum älter und reiner war als der manches regierenden Geschlechtes, und — und die alte Misere fing von neuem an! Dieses bis zum Efel geessene Almosenbrot bei den Verwandten, das Sparen und Knausern an allen Ecken und Enden, um für ein paar kurze Wochen an den Stätten, wo sie früher wie eine Königin gefeiert worden war, in leidlich standesgemäßer Aufmachung sich auf dem Heiratsmarkt zu zeigen, in Nizza, Baden-Baden, Ostende . . . überall noch umschwärmte, o ja, aber niemals und nirgends ernsthaft umworben. All die Kavaliers mit Einglas, Frack und weißer Weste rechneten ja genau so scharf wie hier der Graf Nehna oder der kleine Leutnant im grünen Jägerrock; beim einen ging's um Tausende, beim andern nur um Hunderte, aber rechnen taten sie alle, alle! . . . Aber nur nicht ungerecht sein, einen ernsthaften Antrag hatte sie ja auch da draußen gehabt in der großen Welt; nur, wenn sie an ihn dachte, trat ihr noch heute die brennende Schamröte in die Wangen . . . Zuerst hatte sie gar nicht begriffen, was der fette Pariser Bankier oder Börsenspekulant, den sie in der Gesellschaft ihrer Wiener Cousine Pál-Hermbrandt in Ostende kennengelernt hatte, eigentlich von ihr wollte. Von seiner unglücklichen Ehe hatte er ihr erzählt, die er leider aus finanziellen Gründen nicht lösen dürfte, dann aber war von einem Palais in Paris die Rede gewesen und einem Schloß in der Bretagne, und beides sollte ihr gehören, wenn sie sich entschließen könnte, für ihn ein wenig mehr als bloße Freundin schaft zu empfinden . . . erst, als er ihr mit lustigen Augen ins Gesicht sah und sein heißer Atem ihre Wange streifte, hatte sie das Ungeheuerliche der schändlichen Zumutung begriffen! Da schlug sie ihm, ohne ein Wort zu sprechen, den Knauf ihres Sonnenschirmes mitten in das freche Gesicht; ein paar Stunden darauf aber stieß sie in ihrer bisherigen

Gesellschaft auf verkörperte und zurückhaltende Mienen. Und ihre Cousine Pál-Herbrandt sagte: „O'wis, liebste Mir, a Frechheit sondergleichen, auf der andern Seiten aber an schauderhaftes Malör! Denn nämlich, sag' selbst, weshalb is dös grad dir passiert und kaner andren?!“ . . . Da hatte sie noch in der nämlichen Stunde ihre Koffer gepackt und war abgereist, um ein paar Tage später gelegentlich aus einem Brüsseler Zeitungsblatt zu erfahren, daß dem frechen Pariser Finanzier die so handgreifliche Zurechtweisung nichts geschadet hatte. Im Gegenteil, das „interessante Abenteuer“ hatte um seinen lahlen Kopf einen gewissen Nimbus gewoben, in einem Bericht über das große Wohltätigkeitsfest im „Cercle des Etrangers“ wurde er unter der Gefolgschaft ihrer Wiener Cousine als Erster aufgeführt: „Bemerkte wurde auch als Begleiter der schönen Gräfin Pál-Herbrandt Herr E., der erst unlängst durch seine Affäre mit einer jungen preussischen Komtesse von sich reden machte. Man wird sich wohl erinnern, daß diese kampfgemute Dame mit ihrem Schirm damals nicht minder kräftig unzugehen wußte, als ihre heimgegangenen Ahnen einstmals mit dem Degen. . .“ Als wenn's eine besondere Heldentat gewesen wäre, einer jungen Dame aus altem Adel einen frechen Antrag zu machen, oder, so fiel's ihr heute ein, wenn sie an die Worte ihrer Cousine Pál-Herbrandt dachte, als wenn ihr der Zusammenbruch des väterlichen Vermögens noch etwas anderes eingetragen hätte, außer der Armut: einen geheimen Kadel, den sie nicht kannte, der sie aber vogelfrei machte unter allem frechen Raubzeug, und der es einem preussischen Offizier verbot, sie zur Gattin zu nehmen? Vielleicht lag es daran, daß der einzige, nach dem ihre Seele schrie, sich mit spöttischem Mund verabschiedet hatte, um ohne Wort und Gruß fortzubleiben, als schämte er sich, sein Herz an eine so verlorene Sache gehängt zu haben. . . Ganz hilflos und geschlagen kam sie sich vor, ein ächzender Wehlaut kam aus ihrer Brust, und sie ließ sich ohne Kraft und mit bebenden Knien in den Sessel sinken, aus dem sie vorhin, kaum ein paar Minuten war es her, in zorniger Empörung emporgeschneilt war. . . Aber vielleicht, wenn sie bei der da drüben am Fenster so recht demütig hat und bettelte, daß sich dann noch alles zum guten wendete. . . Und „Verzeih, Fanny,“ begann sie mit leiser Stimme, „ich war wohl sehr ungebärdig, aber es ist schon wieder vorüber, das war nur der dumme, alte Prahlstorff's Stolz. . . ich weiß ja recht gut, was ich euch zu verdanken habe, dir und deinem lieben Mann. . . und, wenn du glaubst, daß Hemmer Sacrow auf den Brief da. . . aber ich habe Angst, er verwindet es nicht, tut sich was an. . . die alte Bawerka. . .“

Frau Fanny zuckte mit den runden Schultern. „Geh, laß doch das törichte alte Frauenzimmer aus dem Spiel! Aber, entschuldige mal erst einen Augenblick. . .“ Sie schob nach Jägerart zwei Fingerpitzen der Linken zwischen die Lippen und stieß einen schrillen, weithin hallenden Pfiff aus. Und als darauf ihre beiden Sprößlinge Heinz und Fredi, die sich weit hinten auf den Parkwiesen mit einem riesigen Neufundländer, zwei Fottierriern und einem Gordonssetter in schier unentwirrbarem Knäuel wälzten, die Köpfe hoben, drohte sie mit der geballten Faust hinüber — „Kackerzeug, kleines, eure Schulanzüge kosten wohl kein Geld? Und Sie, Herr Steinmann, nennen Sie das vielleicht griechischen Unterricht nach der sokratischen Methode in freier Natur? Sollte aber euer Herr Papa und Anstifter auch irgendwo in der Nähe sein, so grüßt ihn von mir, und beim Großfrühstück würden wir uns weiter sprechen! . . .“ Sie wandte sich um. „So, liebe Mir, nach dieser kleinen Abschweifung ins Pädagogische, es ist ein wahres Kreuz mit diesen wilden Buben und ihrem Vater, so alt er ist, am liebsten spielte er mit ihnen noch „Indianer“ — also ja, du meinst, Sacrow, tut sich was an? Also beruhige dich, weder er noch du, denn mit dem Stamm der Asra habt ihr beide nicht die geringste Verwandtschaft! Und vielleicht tue ich ihm auch ein bißchen unrecht — mein guter Dicker hat mich erst gestern darauf gebracht — vielleicht hat er sich nicht so sehr wegen des nicht stimmenden Rechenempfels zurückgezogen

als wegen etwa zu befürchtender Unstimmigkeiten im Heiratskonsens! Also wird er sich — anstands halber — erst ein bißchen haben, denn heftig genug habt ihr ja geklirtet, ihr beiden, dann aber sich auf die fleißige Seite legen, um möglichst rasch auf die Kriegsakademie zu kommen. Na, und dann kann er ja, wenn dein „elephantiner Millionenproß“ nichts dagegen hat, im Palazzo Schmielke auf der Kaiserallee Besuch machen. Ihr sitzt einander gegenüber in dem verschwenderisch ausgestatteten Salon, du natürlich in deinem hinreichendsten teagown, plaudert von vergangenen Zeiten und seufzt ein bißchen. Er aber zieht deine weiße Hand an die Lippen — Ja, ja, meine Gnädigste, wer hätte das gedacht, daß wir uns in diesem Leben überhaupt wirklich noch einmal wieder fassen. . .“

Mir Prahlstorff hatte ihr mit weit aufgerissenen Augen zugehört. „Fanny, du hast da eben etwas gesagt von Unstimmigkeiten im Heiratskonsens?“

„Na ja, mein Kind, der Selbstmord deines Papas, um die Sache mit einem dürren Wort zu bezeichnen, und all die Chosen, die vorangegangen waren, die verschwundenen Meliorationsgelder etcetera. . .“

Mir Prahlstorff schrie laut auf und warf sich in die weichen Kissen des Stuhls, ein nicht zu stillendes Schluchzen erschütterte ihren schlanken Körper. Frau Fanny aber langte, ein wenig verwundert, nach einer neuen Zigarette. „Gott, Mir, hab' dich doch nicht so, als wenn dir diese alten Geschichten etwas Neues seien! Wollen nur hoffen, daß dein zukünftiger Schmielke sich nicht daran stoßt. Aber der gute Sacrow? Als er am zweiten Tage wiederkam, sah ich's ihn schon an der Nase an, daß etwas nicht in Ordnung war. Ein Wissender hatte ihm anscheinend Doffin gelöffelt! Aber nichts desto weniger, wenn er dem Kommandeur nur herzhast ans Leder gegangen wäre, in Anbetracht der besonderen Umstände, deren Zusammenhang dir erst später aufgehen wird, hätte er's durchdrücken können! Alles unterkötig, wo man auch hinsieht! Aber nein, ein Tränlein der Entfagung ist ja viel billiger, Unstimmigkeiten und kein Geld, das ist mehr als ein preussisches Leutnantsherz eigentlich reglementarisch zu erdulden verpflichtet ist!“

„Fanny, ich bitte dich, höre auf!“

„Ach nein, mein Liebchen, wenn bremmen, dann aufs Weiße! Und bei solchen Affären muß ich immer an meinen verdorbenen Bruder Erich denken — der Himmel mag wissen, wie es ihm drüben in Amerika geht, und ob er's weiter als bis zum Kellner gebracht hat — ja, wie er sich über meinen verstorbenen Papa warf und schrie: Vater, weshalb hast du mich nicht genug gehauen, als es noch Zeit war? . . . Siehst du, Mir, so einen ähnlichen Vorwurf möchte ich mir einmal nicht von dir machen lassen! Denn du bist noch nicht mürbe genug, bildest dir in deiner blendenden Schönheit noch immer ein: Na, wer weiß, vielleicht angle ich mir noch einen reichen Standesgenossen! Also beruhige dich, die rechnen alle genau so scharf wie die Sacrow und Nehna! Aber sich einen Nuck geben, der bis auf die Knochen geht, sich klar machen: Na, da werden wir uns nach gut altpreussischer Sitte mal einschränken und krummlegen, nur, damit wir uns kriegen. . . ach nein, ein zerquetschtes Tränlein der Entfagung ist ja viel bequemer! Und siehst du“ — sie trat ganz nahe an die schier fassungslos Schluchzende heran — „deshalb habe ich auch kein Mitleid mit euch beiden, mache mir gar keine Strupel daraus, diesen Herrn von Sacrow zu der Gartenfete als Pacemaker zu laden, und damit dein zukünftiger Schmielke sich nicht einbilden soll, du hättest keine standesgemäßen Verehrer mehr, er brauchte nur zu kommen. Widerwillig hab ich's auf mich genommen, aber wenn: ich mache keine halbe Arbeit! Du aber, mein Kind, dank deinem Schöpfer, daß mein guter Dicker mildtätig genug denkt, den gefährlichen Handel unter seinem Dach sich vollziehen zu lassen, und weil er sich sagt: dieser nommé Schmielke ist die letzte große Chance, die sich dir bietet! . . . So, mein Schatz, jetzt hast du meine Meinung. Hättest du mich durch

deine unangebrachten Tränlein nicht provoziert, hätte ich dir sie nach wie vor humoristisch und in Watte gewickelt serviert, so aber war's vielleicht besser!" . . . Sie warf die ausgegangene Zigarette mit einem energischen Schwung durch das offene Fenster und trat zum Schreibtisch, um sich, ein wenig vor ärgerlicher Erregung beugend, und zur Beruhigung der Nerven eine neue anzustecken. Da erklangen auf dem Flur draußen schwere Schritte, und durch die Kristalle des venetianischen Kronleuchters ging ein deutlich schwirrendes Klingen.

„Aha, mein guter, dicker Hippopotamus! Und bei dem kammst du dich ja über mich beklagen, wenn du glaubst, ich

habe dir aus mangelndem Zartgefühl einen Stein aus den Komteffenkränchen gebrochen?! Oder auch vor ihm dein 'Niemals' wiederholen?! Dann wird er, ich versichere dich bei allem Mitgefühl mit den Eckhenschen Minorennen erleichtert aufatmen, denn seit ein paar Tagen, glaub' mir schläft er nicht mehr ruhig. Ein Wappenschild haben wir doch nur, und wenn man auch liberaler denkt als sonst die Heuchler im Kreise, Klecks bleibt Klecks, und auf die Achtung seiner Mitmenschen ist man doch nun mal angewiesen. Ne also?! . . .“ Da sprang Alig Brahlstorff auf, rannte wie ein geheißtes Stück Wild durch die Seitentür und über die Veranda in den Park hinaus . . .

(Fortsetzung folgt.)

Wie Schlangenälchen eine Heimat fand.

Märchen aus dem Meeresleben von Eva Marie Stofsch.

Es war einmal ein kleiner, zierlicher Fisch, ein Schlangenälchen, das lebte wie alle seine Brüder und Schwestern im großen Weltmeer. Aber es war sehr einsam, das arme, kleine Tier. Solange es zurückkommen konnte, hatte es keines seiner Geschwister gesehen, wußte auch nirgends ein liebes, süßes Plätzchen, an dem es sich hätte schützen können vor den vielen Gefahren des grausamen Lebens.

So schwamm es denn ruhelos dahin durch die wunderbar klare, sanft grünliche Flut und suchte eine Heimat.

Weit, weithin dehnen sich die unendlichen Wasser. Eine traumhafte Dämmerung — tiefe Stille ringsumher. Wie im Zauberbann liegt das geheimnisvolle Flutenreich. Von oben, dort, wo sich ein südlich blauer Himmel wölbt, rinnt eine sanfte Helle hinein ins kristallklare Meereswasser: das freundliche Tageslicht. Und tief, tief unten, da liegt halb verdämmert der Meeresboden, überwuchert von einem grünlichen Algentepich.

Behmütig spähte das Schlangenälchen hinab. Es sah, wie winzig kleine Krebstiere an den Algen lustig umherkletterten. Es sah große, langbeinige Meerospinnen, diese riesenhafte, häßliche Krabbenart im gelblichen Panzer, mit den dünnen Beinen ungeschickt über die Pflanzen und Steine hinwegsteigen. Und Würmer ringelten sich, kleine Fische schossen hin und her.

Große, wunderbare Gloden, zart weißbläulich und durchscheinend wie mattfarbiges Glas, mit phantastischen Franzenbüscheln, in der Mitte herabhängend, schwebten langsam mit rhythmischen Bewegungen über dem Algenwald: losgerissene, gläserne Blumenglocken aus einem Märchengarten.

Es sind Quallen, die Scheibenquallen *Aurelia aurita*, diese äthergarten, zauberschönen Wesen.

Schlangenälchen seufzte tief. Es konnte nicht, wie jene dort unten, harmlos sich seines Lebens erfreuen; es sehnte sich so nach einem Schutz. Nun entdeckte es gar, wie einige Einsiedlerkrebse zwischen mit Moostierchen überzogenen Steinen ihr Wesen trieben. Sie alle hatten sich einen Schutz gesucht; gewundene, grünliche Schnecken-shalen trugen sie mit sich einher, das war wohl nicht gerade bequem, gewährte aber bei Gefahr gewiß eine sichere Zuflucht. Jetzt freilich schien diese nicht vonnöten. Lustig steckten die Krustentiere ihre rötlichen Krebsbeine zum Haus hinaus, ja, der ganze Vorderkörper kam zum Vorschein, die gestielten Augen schauten neugierig nach allen Seiten, wohl auch hungrig — ja, und nun hatte einer aus der seltsamen Schar eine arme, tote Brasse entdeckt, deren Schwanz unter einem Algenzweig verlockend hervorschaute. Da trochen sie denn von allen Seiten herbei auf ihren dünnen, roten Beinen, die Augentiele streckten sich gierig vor, die plumpen Schneckengehäuse wackelten bei dem eiligen Marsch, und auf diesen Gehäusen, da wackelten nicht minder die dort haftenden Seerosen, blumenartige Tiere mit einem Kranz zarter

Fangarme auf einem stumpfährlichen Körper. Die besten Freundinnen der Einsiedlerkrebse sind diese Seerosen.

Und nun begann dann eine eifrige Mahlzeit an dem armen, toten Fisch.

Der kleine Schlangenaal mußte sich immer fürchten vor dem Selbstgefressenwerden. Angstlich spähte er umher — da kamen gerade einige größere Fische in seiner Nähe durch die klare Flut dahergeschwommen, ihre Augen glogten ihn hungrig an. Und blickschnell schoß das geängstigte Tier davon.

Bald darauf begegnete es einer Schar Garnelen. Das sind wunderschöne kleine Tierchen. Krebschen sind es auch, aber ganz durchsichtig und klar wie Glas. Und wie gesponnenes Glas sind ihre langen feinen Fühler. Ihnen geht es auch kaum besser als den Alchen: alles will sie fressen. Aber trotzdem: immer sieht man sie munter, immer rudern sie fröhlich umher, wobei sie die unendlich feinen Beinchen wunderbar flink und zierlich bewegen. Aber sie haben doch wenigstens einen Schutz: eine Tarnkappe haben sie sich im Märchenland erbeutet; nun sind sie in ihrer glashellen Durchsichtigkeit kaum zu erspähen in dem ebenso durchsichtigen Wasser.

Schlangenälchen aber hatte sie doch gesehen und bat ganz traurig: „Liebe kleine Krebslein, sagt mir doch, wo komme ich hier hin?“

Die Garnelen hatten Schlangenälchen bald wie eine feine Wolke umhüllt. Aber auch dann noch schwirrten sie hin und her, ruhelos ihre kleinen Beinchen werfend.

„Hier kommst du nach der Küste, liebes Fischlein. Wo möchtest du denn hin?“

„Ich möchte eine Heimat finden,“ sagte das Alchen kläglich, „ich fürchte mich sonst so sehr.“

Die kleinen Garnelen bedauerten das wirklich von ganzem Krebsherzen. Und sie rieten dem Wanderer, nur weiter zu ziehen. Die Küste sei ein zerrissener Felsenhang, bis weit ins Meer hinein lägen Klippen und lose Steine. Und dort würde sich schon eine Spalte finden, in der Alchen sich bergen könne. Dann ruderten sie lustig weiter ins offene Meer hinaus, während der kleine Fisch in seiner Richtung fortgeschwamm.

Und nachdem er noch mancher Fährlichkeit, vorüberschießenden großen Raubfischen, Quallen, die bei aller Schönheit doch über einen sehr guten Appetit verfügen, und andern Schrecknissen glücklich entgangen war, kam er dann wirklich in die richtige Strandzone. Dort ist das Wasser schon bedeutend flacher, und mit größerer Kraft dringen die Lichtstrahlen bis auf den Meeresgrund. Tange und Algen wuchern üppig auf diesem; dann finden sich dort auch wieder große Strecken feinen, weißen Sandes, auf dem verstreut größere und kleinere Steine liegen.

Und ein wunderbar reich entfaltetes Leben ist allerorts. Seewalzen liegen wie kleine braune Würste im weißen Sand, große, gelbliche Seesterne klettern an den Steinen empor. Hier



Durchlaucht auf Reisen.
Gemälde von H. Schindler.

Verlagsanstalt J. Neumann, N. O. München, phot.

und dort leuchtet im Sand oder auf den Blöcken ein etwas kleinerer Stern im prächtigsten Rot; es ist Echinaster sepositus, der Purpurstern. Auch er hat, wie sein größerer Bruder, an einer kleinen Körperscheibe fünf strahlenartige Arme, deren Spizen je ein Auge tragen. Auch Seescheiden von nicht minder leuchtender Purpurfarbe prangen überall. Wie kleine Säckchen stehen sie aufgerichtet, meist etwas schräg geneigt, und glühen wie längliche Feuerblumenknospen. Es ist die schöne Cynthia papillosa. Und ihre bleiche Schwester, Phallusia mamillaris, weißlich, milchglasartig und höckerig, aber größer als die farbenprächtige kleine Cynthia, läßt aus ihrer einen Körperöffnung ein winziges bräunliches Etwas hervorschauen. Was ist's denn nur? — Die Schere eines kleinen Krebsleins, das in ihrem Körper haust und sich dort sehr wohl und geborgen zu fühlen scheint. Überall aber treiben die drolligen Einsiedlerkrebse mit ihren Schneckengehäusen und Seerosen ihr Wesen, nicht minder aber auch die Strandkrabben oder Taschenkrebse. Ja, das ist auch eine komische Schar.

In ihrer Nähe sah sich plötzlich das Schlangenäthen und blickte sich dann ganz erschrocken um, würden die Krabben es nicht fressen wollen? — Aber gar so groß war die Gefahr wohl nicht. Einer Krabbe, die im Sand sitzt, muß ein schwimmendes Tier doch entgehen können, wenn es nur ein wenig acht gibt. So beruhigte sich das Fischlein denn wieder und schwamm langsam über der neugierig zu ihm emporstarrenden Gesellschaft kleiner, grünlicher Panzertiere hin und her.

„Wäre das nicht ein Bissen für uns?“ fragte die eine Krabbe.

„Ach,“ machte eine andere verächtlich, „es ist ja bald Ebbe, dann fangen wir uns Sandhüpfer.“ Und bei dieser schönen Aussicht verdrehten sämtliche Krabben verzückt ihre gestielten Augen und hatten gar keinen Appetit mehr auf den Schlangenaal.

Viele von ihnen übrigens trugen seltsame Gebilde. Etwa haselnußgroße Säckchen saßen an ihrem Hinterkörper.

„Wo willst du denn hin?“ fragte das eine Panzertier.

„Ich suche eine Heimat,“ berichtete das Fischchen wieder, „ich mag nicht so frei und allein umherschweben, weil ich mich fürchte.“

„Laß dich fressen,“ riet eine Krabbe boshaft, „dann kann dir nichts mehr passieren.“ Damit lief sie, da der neue Gesellschaftler sie langweilte, eins — zwei — drei — seitwärts davon. Dann war sie plötzlich verschwunden. Sie hatte sich im Sand vergraben, aus dem nur noch die gestielten Augen lauernd hervorstapften nach einigen in der Nähe aufgetauchten Garnelen. So ein Garnelen kann man auch außer den Sandhüpfen noch vertragen, dachte die stets Hungerige.

„Wer bist du denn eigentlich?“ wurde indes der Fremdling weiter examinirt.

„Ich bin der Schlangenaal, Fierasfer acus, liebe Krabbe.“

„Fierasfer acus? O, dann habe ich einmal einen Bruder von dir gekannt, als ich eine Reise weiter ins Meer hinein machte. Der schwamm freilich nicht so frei und schutzlos umher wie du, sondern wohnte sehr wohl geborgen in einem Stichopus, einem Verwandten der Seewalzen, die du dort überall liegen siehst. Als ich ihn gerade fressen wollte, schlüpfte er in dieses Tier hinein, und ich hatte das Nachsehen.“

Fierasfer zog es vor, bei diesen Eröffnungen etwas höher in das klare Wasser hinaufzusteigen, um nicht etwa doch noch von dem seinem Bruder zugebachten Schicksal ereilt zu werden. Von der sichern Höhe aus erkundigte er sich dann genauer nach der ihn äußerst interessirenden Angelegenheit. Ach, auch solch einen Stichopus zu finden, das war nun sein sehnlichster Wunsch. Verlangend, suchend irrte sein Blick über die Meerlandschaft hin, über den weißen Sand, die Steinblöcke, Fänge und Algen und über das vielartige bunte Getier. Wie war die Welt doch wunderschön! Von oben, wo sich der Mittagshimmel über dem klaren, märchenhaften südlichen Meer wölbte, rann eben eine Flut des roten Sonnenlichts tief in die See hinab, das klare, grüne Wasser wie mit

einem Rosenschein durchhauchend. Die purpurnen Seesterne und Seescheiden leuchteten feuriger noch, die silbernen Leiber der Fische schillerten und irisirten in allen Farben, die durchsichtigen Garnelen, von denen eben wieder eine Schar lustig vorüberruderte, schimmerten, von dem Lichtstrom voll getroffen, wie rosiges Glas. Weiter zurück, in dem märchenhaft verdämmerten Hintergrund, glühten rote, grüne und gelbe Seerosen an weißlichem Felsenhang. Es war wie ein Zauber.

Nur die Krabbe schien von alledem nichts zu bemerken. Mürrisch sagte sie: „Sieh zu, ob du einen Stichopus findest und er dich aufnimmt. Ich tät's nicht; ich weiß, wie angenehm solch ein lieber Gast ist.“

Die verdrießliche Krabbe war eine von denen, die das haselnußartige Säckchen trugen. Und mit einem Male fing dieses Säckchen an zu reden, so recht hämisch: „Aber ich kann dir sagen, daß das Gastsein recht gemüthlich ist, Herr Schlangenaal. Weißt du übrigens, wer ich bin? — Ich bin der Wurzelkrebssacculina. Gelt, daß ich ein Krebstier bin, sieht man mir nicht mehr an, nicht wahr? Aber es ist doch so. Als ich noch als Larve frei umherschwamm, da hatte ich auch noch Beine und einen etwas krebsähnlicheren Leib. Aber nach ein paar Tagen hatte ich schon von der Freiheit genug. Da machte ich mich denn an diese Krabbe, eine entfernte Verwandte von mir, heran, und, ob sie wollte oder nicht, ich drang in ihren Körper ein und lebte dort wohl über zwanzig Monde recht behaglich. Nun bin ich wieder nach außen gekommen, aber von meiner lieben Wirtin gehe ich natürlich nicht fort. — Abirigens mußt du es ihr nicht übelnehmen, wenn sie etwas mißgestimmt ist. Sie hat mich mitzuernähren, und das ist für sie weniger angenehm als für mich.“

„Füttert sie dich denn?“ fragte der erstaunte kleine Fisch.

„O nein, sie wird sich hüten. Aber ich nehme mir, was ich brauche. Ich habe meine Wurzelfäden in ihren Körper hineingegraben und sauge ihr aus, was ich zum Leben nötig habe. Was bleibt ihr übrig? Sie muß so viel fressen, daß wir beide satt werden.“

„Ich sehe Geschwister von dir an sehr vielen Krabben.“

„Jawohl, weit über die Hälfte von ihnen sind in dieser Gegend von uns heimgesucht. Die armen Tiere!“ höhnte Sacculina.

„Ich finde das aber gar nicht nett von euch und möchte meinen Stichopus, wenn ich einen finde, nicht so ausnützen.“

„Na, na“, begütigte etwas spöttisch der häßliche kleine Wurzelkreb. „Dein Bruder, den ich damals natürlich auch gesehen, tat seiner Seewalze ja auch nichts zu leide. Er fraß in ihr nur, was das Atemwasser an unnützem Kleingeriet herein schwemmt, suchte sich sonst außerhalb sein Futter und schlüpfte dann wieder in den Stichopus zurück, in dessen inneren Kiemen er sehr wohl zu hausen schien.“

„Und das war der Walze wirklich gar nicht unangenehm?“

„Es schien nicht so, was allerdings etwas verwunderlich ist. Denn sonst ist dieser Herr Stichopus wie alle seine Verwandten ein wahrlich schon überempfindlicher Herr. Willst du mir glauben, daß er, gereizt, seine Kiemen und Eingeweide einfach ausspeit? Ja, ja, du mußt es mir glauben, es ist wirklich so. Allerdings muß ich sagen, daß ihr Schlangenaale ja eine schuppenlose, sehr glatte Haut habt. Da stört ihn wohl das Aus- und Einschlüpfen nicht sonderlich. Weniger erklärlich erscheint mir seine Duldsamkeit allerdings bei jenen deiner Brüder, die sich, wie ich gehört habe, an den Kiemen nicht genügen lassen, sondern sich sogar in die innere Leibeshöhle hinein durchfressen.“

Soweit hatte die Sacculina dem staunenden Fierasfer acus von ihrer Weisheit mitgeteilt, als sich eine große Bewegung unter dem Krabbenvolk kundtat. Die Ebbe hatte stark eingesezt, das Wasser stand tief. Konnte es auch an der Stelle, wo Fierasfer weilte, zu einer Entblößung des Meeresbodens nicht kommen, so fand eine solche doch eine nur kurze Strecke der Küste entgegen schon statt, da der Boden nach dort zu

anstieg. Nun, und diesen Abhang hinauf strebten die Krabben, um auf den freigelegten Stellen der Jagd auf die so wundervoll wohltschmeckenden Sandhüpfer obzuliegen. Seitwärts, eilfertig, huschten sie über den weißen Sand davon, rannten um die den Weg sperrenden Steine herum oder kletterten auch über sie hinweg, wie es eben am schnellsten ging.

Das Fischlein blieb allein zurück, und, nachdem es eine kleine Weile ernst nachgedenkt, wandte es sich wieder dem offenen Meer zu mit dem festen Entschluß, nicht eher zu ruhen, als bis es einen Stichopus gefunden habe.

So schwamm und schwamm es denn rastlos dahin, immer ängstlich umherspähend, und jedem Fisch, jeder Qualle, Seeblase, Meerschilkröte, oder was da sonst an Getier sich umhertreibt, geschickt ausweichend. Nach und nach kam es dann wieder ins tiefere Wasser, schwächer wurde das Tageslicht, blässer die Dämmerung der weiten, grünlichen, einförmigen Fluten. Unten lag wieder verschwommen der Algenteppich, nach oben zu nichts als Wasser, eine so hohe Schicht, daß all das zauberhafte Rot der Sonnenstrahlen keinen Rosenschein mehr zu hauchen vermochte. Übrigens hielt sich Fieraster jetzt doch näher am Grund, denn er sagte sich, daß er eine Seenwalze nur dort unten finden könne.

Da erschaute er denn einmal ein seltsames Tier. Wie ein dicker, flacher Wulst lag es auf einem Stein, fleischfarben mit fast viereckigen weißen Flecken, diese besonders an den beiden Seiten entlang laufend. Ein Mensch würde lebhaft an einen ausgelösten und gespickten Hasentrüden erinnert werden. Aber der Schlangenaal war ja kein Mensch und hatte einen gespickten Hasentrüden nie gesehen.

Doch, neugierig geworden, wünschte er, zu erfahren, wer das komische Tier sei. So schwamm er denn in schrägsenkrechtlicher Richtung hinab und umkreiste den Gegenstand seiner

Neugierde erst einigemal mit Vorsicht. Da der flache Wulst aber ganz ruhig lag, meinte er, daß ihm von dort gewiß keine Gefahr drohe, kam näher heran und redete das Tier sogar an:

„Du siehst ja sehr seltsam aus — wer bist du denn?“

Der Wulst rührte sich träge ein wenig. „Ich bin ein Stichopus regalis.“

„Was — ein — Stichopus?“ schrie Fieraster ganz beglückt — „dich suchst ich ja!“

„So — mich suchst du?“ Der Wulst richtete sich ein klein wenig auf. „Und wer bist denn du? — Ach so, ein Schlangenaal. Ja, mit euch halten meine Brüder ja recht gute Freundschaft.“

„Dann laß uns auch Freundschaft halten“, flehte das Fischlein innig.

„Na — meinnetwegen“, sagte Stichopus . . .

So hatte Schlangenaalchen denn eine Heimat gefunden. Fröhlich und sorglos lebte es nun im Körper des neuen Freundes, der ihm zum lebenden, Schutz gewährenden Haus und Heim geworden war. Kam ihn die Lust dazu an, so schlüpfte er hinaus ins freie, klare, grünliche Wasser, schwamm über den Algenteppich dahin, wiegte sich in der kühlen Flut und suchte wohltschmeckende Nahrung. Und dann fand er, daß das Leben ganz wunderschön sei. Nahte aber ein Getier, das ihn zu verschlingen wünschte, so war er blitschnell in seinem schützenden Heim verschwunden. Und er freute sich ganz unbändig, daß in dieser geträgigen Welt, in der immer ein Tier das andere verschlingen will, ihm nun doch keines mehr etwas antun konnte.

Und er wird auch wohl wirklich nicht eher gefressen worden sein, als bis ein ganz großes hungriges Maul . . . ihn mitsamt dem Stichopus verschlungen . . .

Das Grab Karls des Großen.

Von Alois Niesner.

Die zu Beginn des ersten Jahrhunderts niedergeschriebene Chronik von Novalese bringt zuerst die Erzählung, daß Otto III. im Jahre 1000 in einer Gruft im Aachener Münster die Leiche Karls des Großen auf dem Thron sitzend, mit der Krone auf dem Haupt, Schwert und Reichsapfel in den Händen, angetan mit prachtvollen seidenen Gewändern, aufgefunden habe. Nethel hat diese dramatische Szene, wie Otto III. unter dem Glutschein der Fackeln seiner Begleiter in das Totengemach seines großen Vorfahren tritt, in einer der Fresken im Krönungsaal des Aachener Rathauses in großartiger Komposition in wirkungsvoller Weise festgehalten. Und im ältesten Teil des Münsters, in dem durch acht mächtige Säulenpfeiler gestützten Oktogon, bezeichnet seit Jahrzehnten eine große Steinplatte mit der einfachen Inschrift „CAROLO MAGNO“ die Stelle, unter der der alte Frankenkaiser in der von der Chronik Novalese geschilderten Form beigesetzt gewesen sein soll. Heute wissen wir, daß diese Annahme ins Reich der zahlreichen kraftvollen Mythen gehört, die sich im Lauf der Jahrhunderte um die Gestalt dieses gewaltigen Herrschers geschlungen haben. Es ist das Verdienst des Aachener Geschichtsforschers Lindner, vor einigen Jahren unwiderleglich die Haltlosigkeit jener Fabel dargetan zu haben. Nachgrabungen an genannter Stelle in ganz gehöriger Tiefe, die auf Napoleons Anordnung vorgenommen wurden, haben außerdem den sichersten Beweis erbracht, daß die Ansicht, es habe sich jemals in der Mitte des Oktogons eine Gruft befunden, vollständig unhaltbar ist.

Daß der Kaiser im Münster, und zwar innerhalb dessen ursprünglicher Oktogonform, begraben wurde, geht unzweifelhaft aus dem Bericht Einhards, des Biographen und Zeitgenossen Karls des Großen, hervor, der die Bestattung wie

folgt beschreibt: „In der Pfalzkapelle wurde er am selben Tage, an dem er gestorben war, begraben, und über seinem Grab wurde ein vergoldeter Bogen mit Bildnis und Inschrift errichtet.“

Wo war diese Grabstelle? Diese Frage beschäftigt seit den Feststellungen Lindners unausgesetzt einen großen Teil der rheinischen und namentlich der sehr eifrigen Aachener lokalen Geschichtsforschung. Die Buchstabenhistoriker konnten sich von der Oktogonmitte als einzigem würdigen Begräbnisort für den großen Kaiser nicht trennen, und wenn auch für sie seit Lindner die Mythe von der wunderbaren Beizehung des Kaisers endgültig abgetan war, so glaubten sie dennoch, er sei in der Mitte des Oktogons in einfacher Weise bestattet worden. Sie vertrauten dabei der Tradition, die sich seit dem Aachener Geschichtschreiber à Beeck zu Anfang des 17. Jahrhunderts ausschließlich auf die Oktogonmitte bezieht. Wer einmal im Oktogon steht und seine Blicke hinauf wandern läßt zu der mit herrlichen Goldmosaiken ausgelegten Kuppel, von der die riesenhafte Lichtkrone Friedrich Barbarossas leise herniederhaufelt, wer den feingegliederten Säulenbau dieses Achtecks in seiner ganzen Schönheit empfindet, der wird, wenn er zu seinen Füßen die lakonische Inschrift über den Frankenkaiser liest, überwältigt von geschichtlichen Erinnerungen, sich einer gewissen feierlichen Stimmung nicht erwehren können und darauf schwören, daß, wenn irgendwo in seiner Grabeskirche, der Kaiser nur hier in der Mitte des Oktogons begraben gewesen sein könne. Und doch irten Gefühl und Tradition.

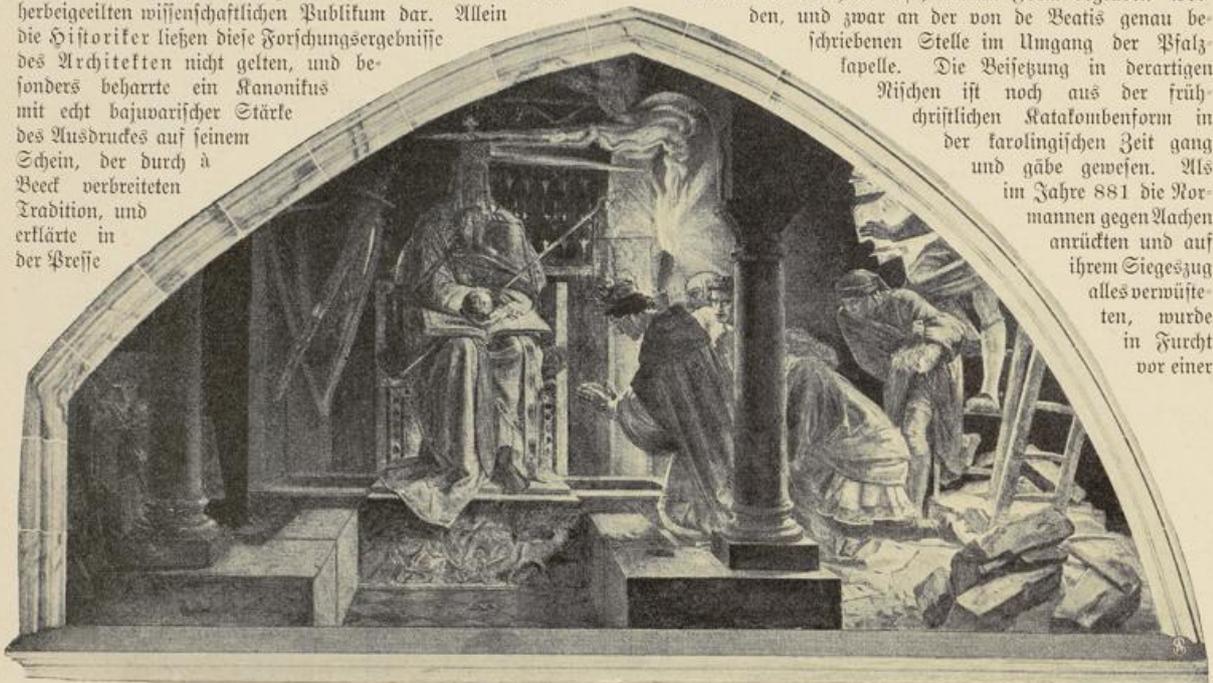
Professor Buchtremer von der Technischen Hochschule in Aachen machte während der ewigen Wiederherstellungsarbeiten im Münster im Jahre 1902 eine ganz überraschende Entdeckung.

Das Säulnachteck setzt sich nach außen in ein sechzehneckiges Mauerwerk fort, und der Raum zwischen den Säulen und dem äußern Mauerwerk wird der Umgang genannt. An diesen Umgang an der Ostseite ist im spätern Mittelalter ein mächtiger gotischer Chor angebaut worden. Im Umgang nun, kurz vor dem an der Ostseite liegenden Chor, legte Professor Buchtremer die bemalte Rückenfläche eines Mauerbogens frei, der nach allen Prüfungen unzweifelhaft in karolingischer Zeit erbaut ist. Es entstand sofort in Buchtremer die Vermutung, daß er hier vor dem lange gesuchten Kaisergrab stehe. Weitere Prüfungen und Abmessungen bestärkten ihn in dieser Ansicht, und er legte die Ergebnisse seiner Forschungen mit einem umfangreichen Beweismaterial in der Hauptversammlung des Aachener Geschichtsvereins im Herbst des Jahres 1902 vor einem mit großer Spannung erfüllten, von weit und breit herbeigeekelten wissenschaftlichen Publikum dar. Allein die Historiker ließen diese Forschungsergebnisse des Architekten nicht gelten, und besonders beharrte ein Kanonikus mit echt bayerischer Stärke des Ausdrucks auf seinem Schein, der durch à Beeck verbreiteten Tradition, und erklärte in der Presse

Marmor, und er steht als Relief auf dem Grab mit einem Kreuz in der Hand und einem Reichsapfel in der andern."

Das ist genau das, was in kürzerer Form Einhard über die Beisetzung des Kaisers sagt, und auch die Erzählung der Chronik Novalesa von der Auffindung des Kaisers durch Otto III. läßt sich nun aufs zwangloseste erklären, nur daß in der Reisebeschreibung des italienischen Priesters Klipp und klar die Stelle angegeben ist, wo sich das Grab Karls des Großen befand.

Die Veröffentlichung Pastors bestimmte Professor Buchtremer, seine Forschungen wieder aufzunehmen, und er hat nun von neuem, diesmal widerspruchlos, im Aachener Geschichtsverein seine Anschauungen begründen können. Danach ist der Kaiser in der von Einhard beschriebenen Form begraben worden, und zwar an der von de Beatis genau beschriebenen Stelle im Umgang der Pfalzkapelle. Die Beisetzung in derartigen Nischen ist noch aus der frühchristlichen Katakombenform in der karolingischen Zeit gang und gäbe gewesen. Als im Jahre 881 die Normannen gegen Aachen anrückten und auf ihrem Siegeszug alles verwüsteten, wurde in Furcht vor einer



Otto III. läßt die Gruft Karls des Großen öffnen.
Freske von H. Metbel im Ordnungssaal des Aachener Rathauses.

in spaltenlangen Ausführungen die Forschungsergebnisse des Professors Buchtremer für eitel Humbug.

Nun hat seitdem Hofrat Professor Dr. Ludwig Pastor in Innsbruck, gleichfalls ein Aachener, in der Nationalbibliothek in Neapel die von dem Priester Antonio de Beatis verfaßte Beschreibung einer Reise entdeckt, die dieser in Begleitung und als Geheimschreiber des Kardinals Luigi d'Aragona in den Jahren 1517 und 1518 durch einen großen Teil Europas machte. Pastor hat zu Ende vorigen Jahres diese Reisebeschreibung, die von erheblicher kulturgeschichtlicher Bedeutung ist, im vierten Band der von ihm herausgegebenen Erläuterungen und Ergänzungen zu Zanssens „Geschichte des deutschen Volkes“ veröffentlicht. Über den Besuch des Kardinals in Aachen befindet sich nun in dem Reisebericht eine Stelle, die Buchtremer's Ansichten in jeder Weise stützt, und da sie gleichzeitig die älteste Quelle der Nachrichten ist, die die Grabstelle bezeichnen — die von à Beeck stammt aus dem Jahre 1620 — so ist damit dargetan, daß das Grab Karls des Großen nirgends anders zu suchen ist als im Oktogon an der rechten Wandseite im Umgang vorm Chor. In der Reisebeschreibung von de Beatis heißt es in wörtlicher Uebersetzung: „Hier (im Oktogon) ist sein — des Kaisers — Körper niedergelegt unter einem kleinen Bogen innerhalb der Mauer auf der rechten Seite des Hochaltars in einem kleinen Kasten von

Zerstörung und Verabung des Kaisergrabes der Bogen über dem Grab vermauert, um die Grabstelle unkenntlich zu machen. In den nächsten Jahrzehnten geriet das Kaisergrab in Vergessenheit. Otto III. ließ im Jahre 1000 darnach forschen, und das Grab wurde gefunden. Die über dem Grab stehende Figur des Kaisers mag dann zu der großartigen Mythe über die Bestattung Karls des Großen auf dem Thron Anlaß gegeben haben, und auch sonst läßt sich die phantastische Schilderung der Auffindung des Kaisers recht zwanglos auf die richtigen Verhältnisse zurückführen, wenn man offensichtliche Ubertreibungen ausmerzt und die übrigen Angaben nicht auf eine Gruft bezieht, zu welchem Irrtum der im Text der Chronik Novalesa vorkommende Ausdruck tugarium Anlaß gab, was ebensowohl Gewölbe als auch Bogen bedeutet — und das ist das Wichtige, denn es heißt da, der Kaiser sei unter einem tugarium aufgefunden worden. Otto III. ließ die Gebeine des Kaisers wieder zurücklegen, nachdem er sie in die kostbaren Stoffe gehüllt hatte, die jetzt Geheimrat Lessing aus dem Karlschrein geholt hat, und ließ das Grabdenkmal in der ursprünglichen Form wieder herstellen. Friedrich Barbarossa erhob neuerdings die Gebeine des Kaisers — im Jahr 1165 — ließ sie in einen kostbaren Reliquienschein bringen und den antiken Marmorfarg mit der Darstellung des Raubes der Proserpina, in dem die Leiche des Kaisers gelegen hatte,

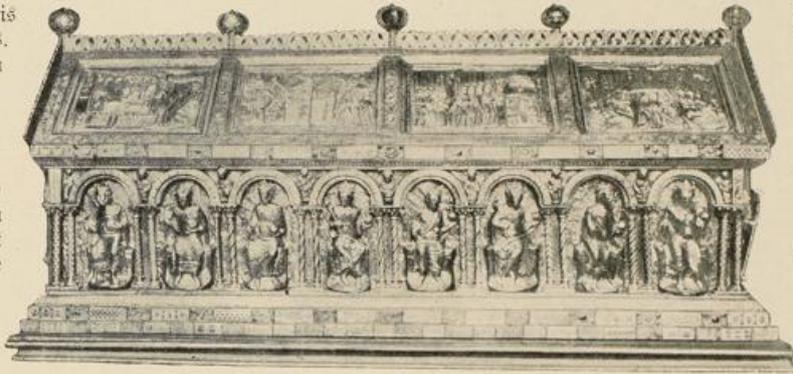
aus der Erde heben und unter dem Mauerbogen anbringen. Ein Gitter davor verhinderte irgendwelche Beschädigungen des Sarges und der Karlsfigur. So sah de Beatis das Grab des Kaisers. Der Reliquienschrein mit den Gebeinen Karls des Großen befindet sich noch heute im Domschatz, und aus diesem sogenannten Karlschrein hat eben Geheimrat Leising die alten Stoffe geholt.

Die Grabstelle genöß seit der Erhebung durch Barbarossa große Verehrung in der ganzen Christenheit, wie aus einigen aus dem Mittelalter erhaltenen Berichten, so aus einer Schilderung Petrarca's, der im Jahr 1333 in Aachen weilte, und namentlich aus der Tatsache hervorgeht, daß die französischen Könige seit Ludwig XI. das Leichentuch ihres Vorgängers nach der Krönung in Rheims an das Grab Karls des Großen, den auch sie als ihren Vorfahren betrachteten, sandten. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurde von einem Jesuitenpater der Bericht Ademars — des Verfälschers der Chronik Novalesse, mit der Beschreibung der Graböffnung im Jahr 1000 durch den Augenzeugen Grafen Comello — übersetzt (mit

befinden könne. Er fand noch eine Bestätigung für diese Behauptung in einigen weißen Marmorplatten direkt in der Mitte des Oktogons, die sich von dem sonstigen Bodenbelag im Münster wesentlich unterschieden und ihm deutlich die Stelle anzuzeigen schienen, unter der Karl der Große seine jahrhundertelange Ruhestätte gefunden habe.

Professor Buchremer — der jetzt damit beschäftigt ist, alle seine Forschungsergebnisse aufs eingehendste

begründet zu einem großen Werk zu verarbeiten, das der großen Bedeutung der ganzen Angelegenheit wegen allgemeines Interesse finden wird — konnte auch diesen Umstand aufklären: in der Oktogonmitte befand sich von Anfang her der Hauptaltar. Er wurde im fünfzehnten Jahr-



Der Karlschrein (Seitenansicht).



Stoff mit Sarazenenmuster.

tugurium als Gewölbe) und veröffentlicht. Da der Vater die Beschreibung auf eine einwandfreie Quelle zurückführen zu können glaubte, wurde sie von à Beek verwendet, und er schrieb sie als erster Aachener Geschichtschreiber nieder, indem er ohne weiteres die Mitte des Oktogons als den einzigen Ort bezeichnete, an dem sich ein Gewölbe, die Kaisergruft,

begündet zu einem großen Werk zu verarbeiten, das der großen Bedeutung der ganzen Angelegenheit wegen allgemeines Interesse finden wird — konnte auch diesen Umstand aufklären: in der Oktogonmitte befand sich von Anfang her der Hauptaltar. Er wurde im fünfzehnten Jahr-

hundert, als der große gotische Chor an das Oktogon angebaut worden war, in den neuen Chor versetzt, und nun wurden natürlicherweise in der Oktogonmitte wieder der alte karolingische Marmorbelag sichtbar, der sich selbstverständlich von dem jahrhundertelang in Gebrauch gestandenen übrigen Bodenbelag wesentlich unterscheiden mußte. Zur Zeit der Niederschrift von à Beek's Geschichte-



Stoff mit Elefantenmuster.

werk — zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts — kam dieser Umstand leicht schon wieder in Vergessenheit geraten sein. Aus à Beek's Werk schöpften alle späteren Geschichtschreiber bis auf den heutigen Tag, denn aus Anlaß der jetzigen Entnahme der Leichentücher aus dem Karlschrein wurde in



Der antike Marmor Sarkophag Karls des Großen mit der Darstellung des Raubes der Proserpina.

allen Zeitungen wieder die alte Mär von der Kaisergruft im Dom zu Aachen aufgewärmt.

Durch ä Beecks Irrtum sank das Grabdenkmal Karls des Großen zur gewöhnlichen Memoire, wie sie nun genannt wurde, zur Erinnerungsstätte herab, bis sie im Jahre 1788, schadhast geworden, ganz entfernt wurde. Der Proserpinasarkophag, in dem der Kaiser bestattet worden war, fand anderwärts Aufstellung und befindet sich gegenwärtig in einer Seitenkapelle des Münsters. Zur Zeit der Franzosenherrschaft wurden Nach-

grabungen in der Ostgomonnte veranstaltet. Vielleicht schwebte Napoleon, der aus politischen Gründen für den Herrscherthum Karls des Großen, „Unseren erlauchten Vorfahren“, wie er ihn in zahlreichen Urkunden bezeichnete, so sehr viel tat, der kühne Traum vor, er könne 800 Jahre nach Otto III. in ähnlicher Weise durch die Öffnung der Kaisergruft im Aachener Dom seinen Namen mit einem gewissen Kimbus umgeben, wie er ja Otto III. durch die Wiederauffindung der Leiche des großen Frankenkaisers bis heute ausgezeichnet hat.

Doktor Thales.

(1. Fortsetzung.)

Novelle von A. Noël.

„**M**ein, diese Aufregung! Diese Aufregung!“ plauderte Kamilla, die sich mit der Freundin auf der Ottomane niedergelassen hatte. „Daran werd ich denken bis an meinen letzten Tag.“

„Ned nur nichts!“ mahnte Bruno, der den Stuhl dicht neben der Tür einnahm. „Nächste Woche hast du's vergessen.“

„Siehst du, so ist er!“ wandte sich Kamilla an Lisbeth Gartenberg. „Du weißt viel, wie einer Mutter zumute ist!“ sprach sie wieder, zum Schwager gewendet, in großartigem Ton. „Wie ich nach Haus komm und mein Kind seh! Ich hab' geglaubt, ich sink' in die Erden hinein. . . Ach, Lisbeth, ich bin dir so dankbar! . . . Du hast ihn uns gerettet. . . Nein, wirklich, bloß du! Du allein! . . . Ich hätte ja auch alles getan, was dein Papa angeordnet hat, aber nicht mit solchem Verständnis. Hätte ich nur auch Medizin studiert!“

Bruno warf ihr einen etwas spöttischen Blick zu. Kamilla und Medizin!

„Und das Ärgste war,“ erklärte Kamilla der Freundin, „daß ich eine solche namenlose Angst vor dem Menschen dort gehabt hab', denn er tut doch immer, als ob der Bubi eigentlich ihm gehören möcht' und nicht uns. Du, jetzt, wo du die Lisbeth gesehen hast, sag du noch einmal, daß studierte Frauen unweiblich sind.“

„Das hab' ich nie gesagt. . . Du verwechselst mich wahrscheinlich nach alter lieber Gewohnheit mit irgendwem“, widersprach er in seiner nachlässigen Weise. „Unweiblich ist es nicht,“ setzte er nach einer Pause hinzu, auf die andere blickend, „aber schrecklich doch. . . Gerade Medizin!“

Jetzt, wo die Furcht von ihm genommen war, nahm er sich erst Zeit, das Mädchen anzusehen und sich vorzustellen, was das schwächliche, kindliche Geschöpf alles schon hinter sich haben mußte: die graufigen Eindrücke des Seziersaals und des Spitals. . . Schmerz und Grauen.

„Sie können doch noch nicht fertige Ärztin sein“, fiel ihm plötzlich ein.

„Warum nicht?“

„Sie sind ja zu jung. Die Mädchen kommen erst etwa mit zwanzig aus dem Mädchengymnasium. . . Dann das Studium. . . Eher sechs Jahre als fünf.“

„Ja, die Lisbeth sieht so hundsjung aus, als ob sie höchstens die Fortbildungsschul' hinter sich hätt'. . . Sie ist aber grad so alt wie ich. . . Bald fünfundzwanzig. Wir waren einmal Gespielinnen und sind immer gute Freundinnen geblieben.“

„Dann wundert es mich, daß ich das Fräulein noch nie bei dir getroffen habe.“

„Während des Studiums hab ich nur wenig Besuche machen können“, erklärte Lisbeth in ihrem ruhig freundlichen Ton, der Bruno wohlthat. Er fühlte, daß er sich von der entsetzlichen Aufregung rasch erholte, und daß dies nur dem beschwichtigenden Einfluß zuzuschreiben war, der von diesem Mädchen ausging.

„Sie kennt dich schon lange“, versicherte Kamilla schallhaft. „Nicht wahr, Lisbeth? Dir hab ich auch oft von ihr erzählt,

aber du hast dir nichts gemerkt. . . Die Lisbeth kennt dich so genau, daß sie dir sogar schon einen Spitznamen gegeben hat!“ schloß sie triumphierend.

„Aber, Kamilla!“ wehrte das junge Mädchen.

„Da wäre ich doch neugierig!“ brummte Bruno. Gott weiß, als was für ein unliebenswürdiger, wehleidiger Patron er in Kamillas Auffassung dagestanden hatte! „Wie haben Sie mich geheißt? Sagen Sie mir's selbst!“ bat er.

Sie zögerte einen Augenblick, doch freimütig begegneten ihre Augen seinem Blick. „Doktor Thales“, kam es leise von ihren Lippen.

Ihn berührte das so merkwürdig, daß er betroffen darsaß. Denn da er eben umfassende Vorarbeiten zu einem Werk über den Hylozoismus trieb, hatte er sich gerade in der jüngsten Zeit viel mit Thales beschäftigt, der gewissermaßen die Einleitung zu diesem Werk bilden sollte, und wie die Gestalt des sagenhaften Weisen aus Quellen und Überlieferungen vor seinem inneren Auge aufstieg, da hatte er wirklich eine leise Seelenverwandtschaft verspürt, und nun war es ihm, als müßte sie eine geheime Verbindung mit seinem inneren Selbst haben, weil sie just auf diesen Namen verfallen war.

Kamilla lachte halbblaut auf. „Es klingt etwas verdächtig. Ich weiß nicht, warum die Griechen solche Namen gehabt haben wie die Juden. . . Aristoteles, Perikles.“

„Gut, daß du überhaupt weißt, daß der Thales ein Grieche war.“

„Oh, ich hab sogar noch gewußt, daß er einer der sieben Weisen war“, rühmte sich Kamilla. „Aber die nähere Bekanntschaft mit ihm verdanke ich doch nur der Lisbeth. Sie hat mir auch gesagt, daß er der erste Neptunist war, und was ein Neptunist ist, ferner daß der Goethe im zweiten Teil von ‚Faust‘ sich als Thales eingeführt hat, weil er ebenfalls Neptunist war. Es ist schön, eine gelehrte Freundin zu haben. Man faugt sich im Umgang mit ihr ganz voll Bildung und Gelehrsamkeit, ohne daß man sich dabei anzustrengen braucht.“

„Hat dir das Fräulein auch beigebracht, wie der Thales mit mir zusammenhängt?“ fragte Bruno.

„Freilich! Die Ähnlichkeit mit dir ist verblüffend. Er wollte keine Familie gründen, um kein Kind zu verlieren, und er hat seine Neffen sehr gern gehabt.“

Er mußte darüber lachen, wie sie das erklärte, doch sein Blick hing an der andern, deren Anblick von Minute zu Minute zauberhafter auf ihn wirkte. Sie bloß ansehen, das war, als ob seine Seele gestreichelt würde. Ihm war, wie einem ausgefrorenen Baganten zumute sein muß, der aus eisiger Winternacht in eine warme Stube kommt, da allmählich auftaut und in eine wohlige Betäubung verfällt.

An diesem jungen Mädchen war nichts, was störend wirkte, keine Einzelheit, keine Linie, kein Ton. Es war eine Erquickung, zu betrachten, wie das Licht der Hängelampe sich in dem feidigen Haar spiegelte, das sich über der Stirn in einer schmalen weißen Linie teilte und oben auf dem Kopf aufgerollt war, glatt und schlicht, ohne künstlich gebrannte Wellen oder absichtliche Verzäufung. Wie wunderbar stand die lachsfarbige

Seidenbluse mit dem weißen Füll am Hals zu der im Lampenlicht zart schimmernden Haut!

Dieses festliche Kleid am Krankenbett war ihm aber doch auffällig, bis aus dem Gespräch der Damen der Grund erhellte. Lisbeth erzählte, wie oft Kinder sich vor schwarzgekleideten Menschen fürchteten, und Kamilla bekräftigte lebhaft, ihr Bubi sei auch immer besonders erfreut, wenn er sie hellgekleidet sähe.

Darum also! Es war ihm eine Erleichterung, zu entdecken, daß sie für ihre Salondamenkleidung einen andern Grund hatte als den der übrigen jungen Mädchen: daß sie eben hübsch sein und gefallen wollte.

Ob sie bei andern für hübsch gelten würde, wußte er noch kaum, obgleich er annehmen konnte, daß diese reinen, kindlichen Züge Anspruch auf diese Bezeichnung hatten, er wußte nur, daß ihm, während er sie anschaute und ihrer Stimme lauschte, ganz seltsam wohl wurde, bis ihn ganz plötzlich eine Beklemmung erfaßte, unter deren Eindruck er aufstand, um in das Zimmer zum Kind hineinzugehen.

Fast zu gleicher Zeit mit ihm hatte sich aber Lisbeth Gartenberg erhoben und war hineingehuscht, um nach dem kleinen Kranken zu sehen.

Nun blieb er unschlüssig in der Nähe der Tür stehen, vergebens bemüht zu erforschen, woher das Unbehagen kam, das ihn mit einem Male ergriffen hatte.

„Gelt, die is' lieb?“ fragte Kamilla von ihrem Sitz her.

Bruno fuhr zusammen und starrte die Schwägerin mit einem solch geistesabwesenden Blick an, daß ihr höchst ungemütlich wurde und sie bei sich feststellte, der gute Bruno rapple wirklich von Tag zu Tag mehr.

Eben kam Karl aus dem Zimmer mit feucht schimmernden Augen. „Der Burschl schläft wie ein Engel“, sagte er gerührt. „Wir dürfen aufatmen. Herrgott aber, so was spürt man in den Knochen. Fast geb' ich dir recht, Bruno. Ich möcht ihn nicht um die Welt hergeben, aber ich bin doch froh, daß ich nur den einen hab' . . . Man hat um ein Kind genug zu zittern.“

Kamilla seufzte zustimmend.

Als nun Lisbeth mit dem Bericht zurückkam, alles stehe gut, und der Kleine werde sich nach und nach gesund schlafen, schlich sich Bruno leise, ohne um Erlaubnis zu fragen, in das Nebenzimmer hinein. Der Kleine lag der Wand zugesehrt und schlief, während die Bonne an seinem Bett saß.

Um das Kind nicht zu stören, setzte sich Bruno auf einen Stuhl neben den kalten Ofen, in der dem Entreezimmer zunächst gelegenen Ecke. Von drinnen drangen die Stimmen der andern gedämpft herein, doch im Zimmer selbst war kein Geräusch vernehmlich als das Ticken der Weckuhr auf der Kommode.

Ungefordert konnte er darüber nachsinnen, was ihm widerfahren war.

Er wollte nicht mehr zurück, hinein . . . Nein, nicht mehr hinein, das stand fest. Auch konnte er ja sehr leicht spurlos verschwinden. Dicht zu seiner Linken führte eine kleine Tapetentür ins Badekammerchen und von da ins Vorzimmer zurück. Er konnte also fortgehen, ohne daß irgend jemand etwas merkte. Drinnen bereiteten sie sich zum Abendessen vor. Er hörte Klirren von Gläsern und Eßzeug und dachte, Kamilla hätte wohl in ihrem nach vorn hinaus liegenden Speisezimmer decken lassen können, um dem Kind Ruhe zu gönnen!

Eben stand er auf, rechte schon die Glieder und wollte zur kleinen Tür hinaus, als die andere aufging und Karl hereinspähte, ihm winkend.

Ja, da half nun nichts. Er mußte also doch wieder hinein! —

Blendend weiß strahlte der Damast des Tischtuches das Lampenlicht wider. Der Tisch war zierlich und einladend gedeckt. Kalter aufgeschnittener Braten, appetitlich mit Petersilie umrandet, verschiedener Salat in sattem Rot, Grün und Gelb, Wurstausschnitt und das Silberpapier des Käses bildeten ein hübsches Stilleben.

„Setz euch, Kinder“, mahnte Kamilla. „Wir haben was nachzuholen. Du kommst daher, Bruno, neben die Doktoressa. Bedien' ihn, Lisbeth . . . Ich muß doch dem Karl vorlegen.“

Pauline in ihrem schwarz und weiß gewürfeltem Barchentkleid, das schwarze Haar ölig glänzend und mit einem fettigen Lächeln auf dem häßlichen Gesicht, stellte freundlich grinsend die geblünte Teefanne auf den Tisch, aus der sich der goldbraune Tee dampfend in die Tassen ergoß.

Das Ehepaar und Lisbeth, die den ganzen Tag kaum etwas zu sich genommen hatten, entwickelten einen guten Appetit, doch das junge Mädchen widmete sich nebenbei noch der Aufgabe, Butterbrote für Bruno und für den Zeller zu streichen, der vor dem noch leer gebliebenen Platz Fräulein Cillys stand. Wer sie so sah, konnte sich die Medizinerin nicht mit ihr zusammen denken.

Der würzige Tee, der wärmend Brunos Adern durchdrann, schien seine Verstimmung doch nicht hinwegzuspülen. Was hatte er denn nur? Er sollte froh sein, daß er heute abend nur einen Schreckschuß empfangen hatte, daß das geliebte Kind drinnen in heilsamem Schlaf lag. Ja, er wollte auch froh sein, er wollte keine Ahnung in sich aufsteigen lassen, als bedrohte ihn unerwartet etwas Neues, Süßes, um so gefährlicher, weil es süß war und daher eine Anspannung aller Kräfte erforderte, um abgewehrt zu werden.

Die Bonne kam nun auch herein, entsetzte sich ein wenig über die Menge dessen, was die beiden Damen ihr auf den Zeller gehäuft hatten, griff aber dann wie eine richtige Ausgehungerte zu. Nachdem sie kaum die erste Teeschale geleert hatte, schenkte ihr Lisbeth schon die zweite ein.

Es war etwas so Liebreiches in ihrem Benehmen gegen das Mädchen, daß diese, die von ihrer jungen Gnädigen auch nicht gerade schlecht behandelt wurde, doch den Unterschied spürte und ihr mit einem feuchten Augenaufschlag dankte.

Wenn sie nur irgend etwas tun oder sagen wollte, was ihn abstieße! dachte Bruno. Es mußte ja kommen. Anders war's nicht möglich. Doch er zitterte ebenso sehr vor dem Augenblick, der den Zauber brechen würde, wie er ihn herbeisehnte, und war im Innern für jede Minute dankbar, wo es nicht geschah, das Mädchen noch nicht zurücktrat in die Masse aller der Menschen, mit denen er nicht zusammen sein konnte, ohne daß ihn irgend etwas verstimmte.

Da noch immer nichts kam, fühlte er sich mehr in die Stimmung der andern hineingezogen, die das Wohlgefühl der gelösten Spannung nach einem Tag der Angst umgab.

Doch bei ihm konnte das nicht lange dauern. Eben hatte es an der Wohnungstür geläutet, und man hörte draußen eine laute, wenn auch joviale Stimme, die Paulinens Bericht von der günstigen Wendung mit erfreuten Ausrufen begleitete: „Na, endlich! Das ist schön! Ich hab's ja gleich gewußt!“

Kamilla blickte mit heimlichem Lächeln auf den Schwager, der schon ein Gesicht machte, als zöge man ihn bei den Haaren, dann sprang sie auf und lief mit ihrer schlängelnden Lebendigkeit ins Vorzimmer hinaus, um den „Großpapa“ zu bewillkommen.

Als sie wieder hereinkam, folgte ihr ein strammer, großer, alter Mann mit dichtem graumelierten Haar und glattrasiertem Gesicht, das ihm im Verein mit seinen markigen Zügen den Anschein einer gewissen Bedeutung gab. „Abend, Abend“, grüßte er. „Ah, da ist ja auch der Benjamin. Hoffentlich ist er erst gekommen, wie's schon gut war?“ wandte er sich halb fragend an Karl.

„Warum hast du ihm denn gestern abend nichts gesagt, Papa?“ fragte Karl.

„Was hätt' er davon gehabt?“ fragte der Vater achselzuckend zurück. „Helfen hätte er doch nichts können. Guten Abend, Fräulein Doktorin! So was ist Doktor der Medizin! Wie eine Rose sieht sie aus! Wie eine Rose!“

„Papa, ich mache dich aufmerksam, daß du dein kräftiges Organ etwas dämpfen mußt“, mahnte Karl.

„Ja so . . . Na, ich sprech' doch eh immer leise“, mit welcher Bemerkung er einen großen Heiterkeitserfolg erzielte, so wenig entsprach sie den Tatsachen.

Kamilla bot dem Schwiegervater, der am Tisch Platz genommen hatte, allerlei an, doch er lehnte alles ab, denn er hatte bereits gegessen und hielt auf strenge Mäßigkeit und Regelmäßigkeit.

„Im Schönbrunner Park bin ich g'wesen . . . Zu Fuß hin und zurück. Für mich braucht's keine Stadtbahn und keine Straßenbahn zu geben, nichts . . . Ich sag' euch, schön war's . . . Kaum ein Mensch zu sehen, denn wo's schön ist, dort geht nie jemand hin.“

Karl und Kamilla versagten seiner Leistung ihre Anerkennung nicht, doch Bruno hörte aus alledem nur heraus, daß der Vater, während sein einziger Enkel in Lebensgefahr geschwebt hatte, unbekümmert seinen Verdauungspaziergang gemacht hatte.

Zufällig begegneten seine Augen denen Lisbeths, und er fühlte, daß sie ihm seine Gedanken von der Stirn las und er für sie so durchsichtig war wie Glas.

Wachte sie es denn wissen, daß er mit diesem Kraftmenschen, den nie ein Gefühl überwältigt hatte, dem niemals ein Schmerz bis an den Lebenskern gegangen war, nichts gemein hatte!

Wohlgelaunt machte der Alte Lisbeth Gartenberg den Hof und riet ihr, die Medizin fahren zu lassen und zu heiraten, denn um sie müsse doch ein „Gereiß“ sein.

„Ich selbst, wenn ich ein bißel jünger wär . . . Ja, Karl, Kamilla, Bruno, da könntet ihr was erleben!“

„Glaub' ihm nichts, Lisbeth!“ mahnte Kamilla. „Du bist wenigstens schon die Dreizehnte, zu der ich ihn das sagen hör' . . . Der Papa hat's faustdick hinter den Ohren und plauscht gern eine jede an.“

Der Alte schmunzelte. „Na, meiner Frau gibt man auch nicht so leicht eine Nachfolgerin“, sagte er, ernster werdend. „Ich hab' eine g'habt! . . . So eine kommt alle heiligen Zeiten einmal vor . . . Aber das war auch ein Verhältnis zwischen uns! . . . Bei der Silbernen Hochzeit waren wir noch wie in den Flitterwochen . . . Wenn Sie einen Mann kriegen, Fräulein, der Sie so behandelt, können Sie Gott loben . . . In allem hab' ich ihr nachgegeben. Was sie g'sagt hat, ist geschehen . . . Ich mach' mir gar kein Verdienst draus . . . Denn so eine Frau! Der Geist! Die Bildung! Das Gemüt! So ein Herz!“

Karl und Kamilla blickten verlegen drein, denn sie fühlten, daß für Bruno nichts unerträglicher war, als seine Mutter von seinem Vater herausstreichen zu hören.

Als ob er sie je gekannt, verstanden hätte! sagte er sich. Von dem, was sie, bei aller überlegenen Liebe für ihn, gedacht und gefühlt haben mochte, hatte er eben nicht die leiseste Ahnung und noch weniger davon, daß er zu dem verschlossenen Zimmer in ihrem Innern niemals Zutritt gefunden hatte. — Unwillkürlich sich schüttelnd, um seine qualenden Empfindungen loszuwerden, stand Bruno auf.

„Wie trauer' ich ihr aber auch nach!“ fuhr Bodenbauer unbeirrt fort. „Ein Leichenbegängnis hat sie g'habt, von dem reden die Leute noch jetzt. Und auf dem Zentralfriedhof hab' ich ihr ein Denkmal setzen lassen . . . Was das gekostet hat! Mir war nichts zu viel!“

Bruno stand jetzt hinter Lisbeths Rücken am Fenster, aber auf Karls hilflos verlegenem Gesicht hätte das junge Mädchen bequem alles lesen können, wenn Kamilla ihr auch noch nichts von diesem prunkenden und leider so geschmacklosen Denkmal der toten Schwiegermama erzählt hätte, das Bruno sogar den Besuch bei der Toten zur Qual machte.

Nach stand Lisbeth jetzt auf. „Einmal muß ich doch noch sehen, wie das Bubi schläft“, sagte sie. „Dann entläßt du mich in Gnaden, Kamilla, nicht wahr? Es braucht heute nacht nicht mehr bei ihm gewacht zu werden, denn Fräulein Cilly hat ja einen leisen Schlaf und hört es, wenn er sich nur rührt.“

Auf den Zehen leise das Zimmer betretend, fand sie, daß der Kleine ganz gut schlief.

„Wenn nur der Großpapa nicht so laut reden mächt!“ flüsterte Cilly. „Zum Glück ist er so regelmäßig wie ein Uhrwerk. Um halb zehn geht er.“

„Dann trösten Sie sich, so weit ist's bald.“

„Nicht wahr, Bruno, du bringst die Lisbeth nach Haus?“ fragte Karl, als das junge Mädchen wieder ins Zimmer trat.

Sie blickte ihn fragend an. „Ja?“ Keine Ziererei, kein Getue: „Ich will Sie nicht bemühen“ und dergleichen.

Er nickte bloß stumm.

„Das könnte ich ja auch“, meinte der Senior. „Warum wollen Sie mit dem Jungen gehen, Fräulein? Gehen Sie mit dem Alten! Und eigentlich, schönes Fräulein, bin ich der junge Bodenbauer, und er ist der alte.“

„Eben deshalb gehe ich mit ihm“, antwortete Lisbeth lächelnd. „Sie sind mir zu jung.“

Der Alte lachte so geräuschvoll, daß Kamilla froh war, weil man sich schon im Vorzimmer befand, wo Karl dem jungen Mädchen in die Jacke half, während Bruno in seinen Winterrock schlüpfte.

Sie waren beide schnell fertig, und Lisbeth ging auch nicht auf den Abschiedsplausch ein, den Kamilla und der Alte noch mit ihr anfangen wollten, sondern reichte rasch die Hand herum und schlüpfte hinaus. Bruno folgte ihr nach einem ebenso flüchtigen Abschied.

Als er hinter der leicht die Treppe hinabhuschenden Gestalt die Stufen hinabstieg, fiel ihm ein, was alles zwischen dem jetzigen Augenblick und dem lag, da er ahnungslos diese Treppe heraufgekommen war. Wie vieles drängte sich in die kurze Zeit zusammen! War er denn noch derselbe Mensch? . . .

Die Nebenstraßen der Ringstraße lagen still, fast ausgestorben, und ein winterlich scharfer Hauch, von Norden kommend, piff und fauste unfreundlich daher, ohne doch den leichten Nebel zerteilen zu können, der die Straßen erfüllte.

Nebeneinander schritten sie dahin in der Richtung, die Lisbeth angegeben hatte, er mit den Händen in den Taschen, während die ihrigen im Muff steckten, beide mit etwas vorgebeugtem Kopf gegen den Wind ankämpfend.

Bruno war mit dem Gedanken beschäftigt, wie nahe ihm das Mädchen schon seit Jahren lebte, so daß er sie von Rechts wegen längst kennen müßte, und ob es nicht vielleicht ein Instinkt der Selbstverteidigung gewesen war und nicht bloß Voreingenommenheit oder sonst was, was ihn dazu veranlaßt hatte, jede Mitteilung Kamillas über sie geflissentlich zu überhören oder abzulehnen.

Wenn sie aber jetzt davon anfing, was für ein prächtiger alter Herr doch sein Papa war, dann hatte sie eben doch nicht jene Fühlung für ihn, wie er sich's vorstellte. Dann war's gut oder — schlecht.

Doch Lisbeth fing keineswegs davon an. Sie sagte nur, es sei hübsch weit bis zu ihrer Wohnung, besonders, wenn man seinen Rückweg dazu rechne, und im Grunde hätte sie überhaupt keine Begleitung gebraucht.

Bruno führte dagegen an, er hätte sich heute noch nicht viel Bewegung gemacht, und es schade ihm nichts.

„Sie machen sich vielleicht überhaupt zu wenig Bewegung“, mutmaßte das junge Mädchen. „Aber darauf sollten Sie achten und ordentlich spazieren gehen.“

Er lächelte über den lieben, schulmeisternden Ton.

„Glauben Sie auch wirklich zuversichtlich“, fragte er seinerseits, „daß mein kleiner Nefse ganz gesund wird, ohne daß Folgen zurückbleiben?“

„Ganz zuversichtlich! Wenn man in der Erholungszeit alle Vorsichtsmaßregeln ergreift. Und das wird man doch. . . Mein Papa hat gesagt: Es wird wieder vollständig gut. Haben Sie meinen Papa noch nie bei Kamilla gesehen, Herr Doktor?“

Bruno verneinte. „Niemals. Und Ihre Mama? Die lebt doch auch noch? Haben Sie Geschwister? Nichts, nichts weiß ich von Ihnen.“

Sie lachte leise. „Ja, ich habe noch meine Mama und Geschwister, Bruder und Schwester. Mein Bruder ist Bakteriolog und hält sich gegenwärtig in Berlin auf, und die Schwester . . .“

„Auch Doktorin?“

„Ja, aber der Rechte, und bloß durch ihren Mann. Er ist Notar. Sie hat ein Bubenzwillingspaar und ist fürchterlich stolz auf sie.“

„Sieht sie Ihnen ähnlich?“

Wieder lachte Lisbeth heiter. „Nein, die ist groß, stark und schön. Mein Bruder sieht auch ganz anders aus. Ich bin so in die Familie hineingeschnitten, ich weiß nicht wie, denn ich sehe niemand ähnlich, und solche Bröckerln wie ich gibt es sonst weder bei den Gartenbergs, noch in der Familie der Mama . . . Wie ich klein war, hat mir der Papa immer phantastische Geschichten über meine Herkunft erzählt, die mir sehr geschmeichelt haben. Er nennt mich auch heute noch gern Däumelinchen.“

„Meine Mama war auch nicht groß“, sagte Bruno leise. Seit seine Mutter tot war, hatte er freiwillig noch nie zu jemand von ihr gesprochen.

Lisbeth wandte sich ihm rasch zu. „Ich glaube, ich kann sie mir vorstellen“, sagte sie gleichfalls leise, in einem eigenen Ton.

Sie waren auf die Ringstraße hinausgetreten, wo die hochragenden Bogenlampen ihr Licht ausströmten. Hinauf und hinunter lag die Straße leer vor ihnen, die Ausblicke in Abenddunkel versunken, nur die ohne Hemmnis dahinschießenden Motorwagen belebten das Bild.

Oben an dem wolfigen Winterhimmel blitzten nur vereinzelte Sterne auf, und drüben ragte die dunkle Masse des Stadtparks, am Rand stellenweise vom Licht der Bogenlampen seltzaam erhellt.

Aus dem Gespräch mit dem jungen Mädchen gewann Bruno die Erkenntnis, daß sie über ihn sehr gut unterrichtet war. Sie mußte, daß er und der Vater eine Haushälterin hatten, und kannte auch sonstige Einzelheiten. Kamilla mußte ihr viel von ihm erzählt haben, und es war nicht auf ein so verschlossenes Ohr gestossen wie bei ihm.

„Denken Sie nach: Wann haben Sie denn zum erstenmal etwas von mir gehört?“ fragte Bruno, während er an Lisbeths Seite die verlängerte Johannesgasse hinabging.

„Während Kamillas Verlobungszeit. Sie hat schon damals Angst vor Ihnen gehabt, so, als ob man mit Ihnen immer von Kant oder Hegel sprechen mußte.“

„Ja, das wäre ihr schwer gefallen“, meinte Bruno ironisch.

„Ich hab Sie damals auch einmal gesehen“, sagte Lisbeth.

„Mich? Wann denn?“

„Bei der Hochzeit in der Kirche. Sie können mich natürlich nicht gesehen haben, denn ich war ja unten im Schiff, aber ich erinnere mich noch ganz gut an Sie . . . Sie waren so bleich, so verstimmt und mißmutig . . . so wie heut.“

„Arger! Denn so eine Hochzeit.“ seufzte er, „wen die nicht traurig stimmt, der denkt nicht. Ich aber seh' am Anfang immer gleich das Ende . . . So, also hab' ich Sie gestreift damals schon?“

„Ja, und wir hätten uns auch in den nächsten zehn Jahren noch nicht zu begegnen brauchen“, bemerkte Lisbeth.

Wäre das nicht besser gewesen, dachte er, denn bis jetzt war er doch mindestens immer mit sich eins und einig gewesen. Von nun an würde es auch noch einen Zwiespalt geben!

Stumm, von unausprechlichen Gedanken bestürmt, ging er neben ihr weiter, ohne darauf zu achten, wohin sie ihn führte. Er wußte auch nicht, wie lange ihr Weg noch währen würde, und stand wie erstarrt still, als sie bei einem Haustor in der stillen Salesianergasse Halt machte.

„Hier?“ fragte er, wie im Zweifel um sich blickend.

Es war ein einfaches, altväterisches Haus mit einem breiten flachen Torweg, den nach hinten eine große Glastür mit bunten kleinen Eckscheiben abschloß. In diesem Haus mußte es anspruchslose, gemüthliche Wohnungen geben.

Lisbeth Gartenberg streckte die Hand aus. „Gute Nacht! Leben Sie wohl!“ sagte sie leise. In der halben Dämmerung des matt beleuchteten Torwegs blickten ihre Augen ihn schüchtern und etwas verlegen und dabei doch so freundlich und von tief innen heraus an, daß Bruno noch stärker als bisher das Gefühl überkam, das Mädchen sei ihm altvertraut, gehöre zu ihm. „Leben Sie wohl und — nicht so verdrießlich sein!“ setzte sie mahnend hinzu. „Die Mama hätte das auch nicht gern“, schloß sie, kaum hörbar flüsternd.

„So lange sie da war, war ich auch nicht so“, verteidigte er sich. „Was ich von selbst nicht habe, sie hat es mir damals gegeben. Ein Blick, eine Berührung von ihr, und alles war gestillt, geschlichtet. Aber jetzt . . .“

Doch im selben Augenblick, wo das Mädchen ihn noch aus ihren lieben, tiefen Augen ansah, kam ihm mit überwältigender Macht die Gewißheit: die da vor dir steht, die vermag dasselbe, besitzt dieselbe geheimnisvolle Kraft. Ein Blick, ein Laut von ihr, nur ihre Nähe, und du bist ein anderer Mensch.

Mit diesem Gedanken stand er und starrte sie an, und auch Lisbeth wandte ihre Blicke nicht ab, als sei sie sich dieses geheimen Erbteils auf räthelhafte Weise bewußt.

Plötzlich ertönten auf der Treppe Tritte, und ein ganz leises Pfeifen, unverkennbar die Melodie eines alten Burfchenliedes, klang die Stiege herab.

Aufmerkend wandte Lisbeth den Kopf nach rückwärts, und schon erschien in der Treppennüdnung des Flurs eine ziemlich große und doch unterseht aussehende Gestalt, ein älterer Mann im offenen Winterrock, den zuzufnäpfen er sich eben anschickte.

Bei Lisbeths Anblick strakte er. „Ah, da bist du ja gerade. Und ich wollte dich eben holen. Wie geht's dem Kleinen?“

„Gut,“ berichtete Lisbeth hastig, „sonst wäre ich doch noch nicht da . . . Herr Doktor Bodenbauer hat mich nach Haus geführt. Mein Papa.“

Doktor Gartenberg, ein sehr wohlgenährter Herr mit einem vollen Gesicht, das ein noch dunfler Schnurrbart zierte, küßte den Hut. „So seh' ich Sie doch auch einmal. Wir haben schon fast angefangen, Sie für ein Fabelwesen zu halten, weil man Sie nie zu Gesicht kriegt. Schönen Dank, daß Sie mir mein Kind nach Hause gebracht haben. Na, wie ist's, Lieberl? Hat er dich auch schon schlecht behandelt? Angebrummt? Was?“

„Nein, Papa! Mich nicht!“ gab Lisbeth lächelnd zur Antwort.

Dieses offene „Mich nicht!“ womit sie zugestand, daß sie fühlte, sei sie für ihn nicht die Erstbeute, rührte Bruno eigentümlich.

„Kein Blick, in dem mit Frakturchrift steht: Du bist eine dumme Gans?“ forschte der Doktor lustig.

„Jetzt sehe ich erst, was mir die Kamilla für einen Ruf macht!“ sagte Bruno, etwas gezwungen lächelnd.

„Ja, ja, sie treibt es schrecklich. Hat einen Heidenrespekt vor Ihnen. Findest du ihn auch so fürchterlich, Kind?“

„Nein, Papa.“ Ihr Blick begegnete dabei dem des jungen Mannes, und es lag in seinem Ausdruck etwas so Vertrautes, daß Bruno eine heftige Bewegung in sich aufsteigen fühlte.

Hastig stammelte er ein paar unzusammenhängende Worte, schüttelte dem Doktor die Hand, drückte die des jungen Mädchens krampfhaft und mit einem verwirrten Blick, dann machte er kehrt und schoß zum Tor hinaus.

„A bißel komisch is er doch!“ meinte der Doktor hinter ihm drein. „Laufst davon. Nicht einmal einladen hab' ich ihn können, uns zu besuchen.“

„Geh, Papa, du bist komisch“, antwortete die Tochter mit freudlichem Tadel. „Jeder ist halt deine Gartenbergiana nicht gewöhnt.“

„Andere Manieren leg' ich mir auf meine alten Tage nicht zu“, erklärte der Doktor. „Da können sich alle Philosophen auf den Kopf stellen. Also gegen dich war er nicht unausstehlich? Ist er dir denn sympathisch?“

„Und ich ihm“, antwortete die Tochter mit feiner Umgehung der Antwort. „Übrigens sympathisch, das ist so ein Wort. Es sagt's und sagt's nicht.“

„Na, mit dem nötigen Vorbehalt gefällt er mir auch ganz gut. Fang mir aber nichts mit ihm an!“ warnte er.

„Was denn?“

„Na, ich mein' nur so. Eine solche Natur. Das ist gerade nicht derjenige, den man sich zum Lebensgefährten seines Däumelinschens wünschen möcht'.“

„Immer sprichst du vom Heiraten, und dann hast du gleich Angst, wie einem jemand in die Näh kommt!“

„Bloß wegen deiner Doktor- und Samaritermanie“, erklärte der Papa. „Ich bin ja längst drauf gefaßt, daß du mir einmal mit einem Krüppel kommst, der durchaus glücklich gemacht werden muß. Aber der mit dem Buckel wär mir doch noch lieber als einer, der durch eine schwarze Wolke sieht. Wenn man einem erst die Seele doktern soll, na, das hab ich schon g'fressen. Geht's dem Kind wirklich gut?“ (Fortsetzung folgt.)

Der Sturz des Diamantenherzogs.

Ein Bild aus deutscher Geschichte. Von Rudolf von Gottschall.

Es war im Jahre 1827. Unstet durch die Gemächer und Säle des alten Braunschweiger Schlosses irrte ein junger Mann von etwas knabenhaftem Aussehen, schwächlig, mit schmalen abfallenden Schultern. Das dunkle Haar trug er an beiden Seiten des Kopfes in stark aufgeträufelten dicken Wulsten, wie es damals die Mode der Pariser Stuper war. Die zierliche Gestalt, das hübsche Gesicht mit hellblauen Augen, der kleine Mund, um den stets ein spöttischer Zug schwebte, das gab dem jungen Herzog Karl von Braunschweig etwas Eigenartiges, ja Sympathisches, doch seine nervöse Beweglichkeit, der ewig wechselnde Ausdruck seines Mienspiels, die Haltlosigkeit seines ganzen Wesens zerstörten wieder diesen günstigen Eindruck.

Er hatte seine Getreuen in sein Kabinett zu einer nächtlichen wichtigen Beratung eingeladen, nicht aber seine Minister und Hofbeamten, sondern seine Vertrauten von zweifelhafter Lebensstellung, mit denen zusammen er seine kühnsten Pläne schmiedete. Doch der Zeiger der Uhr bewegte sich zu langsam nach der festgesetzten Stunde hin. Ungeduld erfaßte den Herzog und so jagte er erregt durch die Räume des Schlosses hin. Einen Augenblick hemmte er seinen hastigen Rundgang vor zwei Bildern, die in einem kleinen Salon nebeneinander hingen.

Es waren die Bilder seines Vaters und seines Großvaters — zwei Fürsten, die von französischen Kugeln gefallen, Helden, deren Ruhm manchen dunkeln Flecken in ihrem Leben überstrahlte. Er war unglücklicher als sie beide, denn auf ihm lastete der Druck einer schlimmeren Fremdherrschaft, als diejenige war, gegen die seine Ahnen das Schwert gezückt hatten — der Druck einer englischen Vormundschaft, die sein ganzes Leben in Fesseln zu schlagen drohte.

Familienpietät war ihm fremd, so jung er war, längst hatte er alle solche Gefühle fortgepöppelt, und doch erfüllte ihn Stolz auf seine Vorfahren; er fühlte sich selbst gehoben durch ihre Taten. So blieb er im nachdenklichen Verweilen einige Zeit vor den Bildern stehen.

Armer Großvater, dachte er, das ganze Unglück der Schreckensschlacht von Auerstedt fiel auf dein Haupt — und jenseits der Grenze, verbannt von dem Imperator, mußtest du dein Leben aushauchen! Und du, mein Vater, an der Spitze der schwarzen Schar der Todesreiter, ebenfalls verbannt, bis du bei Quatrebras fielst, kurz zuvor, ehe die deutschen Kugeln dem Cäsar bei Waterloo das Schwanenlied sangen! Wo wird mein Auerstedt, mein Quatrebras sein? Ach, ich werde an einer andern Todeswunde verbluten; die Niederträchtigkeit der Feinde, die mich rings umgeben, wird mir den Todesstoß geben — ruhmlos, ganz in der Stille; doch ich will mich zur Wehr setzen gegen die Meuchelmörder, die mich in den Schatten drängen, um mich sicherer zu treffen.

Das waren die Gedanken des Herzogs, von denen er sich losriß, indem er mit hastiger Wendung den Bildern den Rücken kehrte und in den nächsten Saal hinüberhuschte. Da schlug die Uhr die achte Stunde — eine von Grazien untanzte Rotofouhr auf dem marmornen Kamin Sims. „Endlich!“

Aus dem großen Saal führte eine Tür in ein dunkles Kabinett, das von einer Ampel erleuchtet war, obschon draußen noch der Tag mit spätem Sonnenschein in die engen Gassen

der Residenz hineinleuchtete. Da standen um einen grünverhangenen Tisch die Verschworenen, die der Herzog mit lässiger Handbewegung grüßte.

In der Tat, es waren Verschworene, denn hinter dem Rücken der Würdenträger des Staates saßen sie hier entscheidende Beschlüsse.

Da war Herr Klindworth, seines Zeichens ein Lehrer, der seinen Schulmeisterbafel in Hildesheim zurückgelassen und nun auf literarische Abenteuer ausgegangen war, die ihm mehr einzubringen versprochen; doch er hatte Hildesheim nicht allein verlassen; in seiner Begleitung befand sich die geschiedene Gräfin Görz, und auch hier im Kabinett des Herzogs war sie anwesend. Das Licht der Ampel vermochte nicht, ihre häßlichen Züge zu verklären; doch sie war ja auch hier nicht anwesend, um Seiner Hoheit Nektar und Ambrosia zu kredenzen. Die Dame mit den scharfgeschnittenen Zügen besaß eine besondere Begabung für das Pasquill; sie liebte den Skandal und wußte ihn überall herauszuwittern. Das war's, was Herzog Karl brauchen konnte. Sie fand im geeigneten Fall das rechte Schlagwort, und im Vergleich mit ihr hatte selbst Klindworth etwas Verschwommenes, Haltloses in seinem Wesen.

Und da stand neben der Gräfin ein studentisch aussehender Herr mit einigen Schmarren im Gesicht und einem wenig gepflegten Haupthaar, das länger herabfiel, als es der gute Ton der Höfe duldete. Herzog Karl hatte ihn von Paris mitgebracht neben andern Juwelen, die er im Palais Royal eingekauft hatte. Dies Juwel war Witt von Döring, zur Zeit als die Arminen und Germanen sich in Jena taufte, einer der eifrigsten Burschenschaftler, ein fanatischer Königsmörder, dem es ein leichtes schien, den Deutschen Bund aus allen Zugen zu werfen. Das wäre nun nicht nach dem Geschmack des Herzogs Karl gewesen. Doch Witt von Döring hatte, während seine Genossen durch das Herenfeuer der Demagogienuntersuchungen die ärgsten Brandwunden davontrogen, selbst nicht den kleinsten Brandfleck aufzuweisen; nur sein guter Ruf war etwas angeschwärzt worden, als er auf einmal im Lager des Fürsten Metternich auftauchte, der der Schutzherr des Herzogs Karl war.

Außer den Fremden waren zwei Einheimische zugegen, Kanzleidirektor Ritter, den der Herzog vom Schreiber zu dieser Stelle erhoben hatte, ein Beamter mit dem üblichen Bureau Gesicht, aber von slavischer Anhänglichkeit und dabei ein Finanzgenie, wie es der Herzog brauchte bei seinen Attentaten auf die Dominial- und Kammerkassen, und Fedor von Wolfshagen, sein Kabinettssekretär, ein junger Mann von edeln Zügen, der durch Familienverbindungen zu jener Vertrauensstellung gelangt war. Der jugendliche, zur Wildheit fortgehende Ungestim des Herzogs hatte ihn nicht zurückgeschreckt; er selbst war temperamentvoll, doch als er dem Herzog nähertrat, hatte er nur ein Kopfschütteln für dessen Gewalttätigkeiten, wie er auch mit großem Mißtrauen die geheimen Ratgeber betrachtete, die sich hier versammelten.

Der Herzog setzte sich, die andern folgten seinem Beispiel; er selbst sprang indes oft in höchster Erregung auf und stieß den Stuhl beiseite.



Copyright 1906 by E. Pathegrain.

Die Schiffbrüchigen.
Gemälde von E. Pathegrain.

„Nun bin ich Herr, nun bin ich Herzog — und sie sollen's merken. Drei Jahre, seitdem ich meine Mündigkeitserklärung ertrotzte, habe ich zu allem, was geschehen, ein Auge zugedrückt; ich hatte es dem Fürsten Metternich versprochen. Doch die Frist ist jetzt abgelaufen; ich übe mein Herrenrecht — und schon zerfliehet der Schwarm in alle Winde.“

„Ja, ja, der Geheime Rat, der Schmidt-Whiselded,“ versetzte die Gräfin mit hämischen Lachen, „der kleine Bizeherzog hat das Weite gesucht.“

„Doch das soll er eben nicht!“ rief Herzog Karl aufspringend. „Er soll mir Rede stehen, Rechenchaft ablegen. Und das weigert er; nur meinem Vormund, dem König Georg IV. von England und dessen deutschem Reichsverweser, dem Grafen Münster, der ihn in sein Amt eingesetzt, sei er verantwortlich. Ich lasse ihn durch Gendarmen aufgreifen, wo er sich findet; er ist ein Landesverräter, ein Werkzeug in der Hand der Fremden. Jetzt, wo ich durch kein Versprechen mehr gebunden bin, will ich aufräumen mit den Fremden, die sich bei uns eingenistet haben.“

„Sie haben Euer Durchlaucht lange genug geknebelt!“ versetzte Klindworth.

„Welche Jugend haben Durchlaucht verlebt!“ sagte die Gräfin Görz.

„Erinnern Sie mich nicht daran!“ rief Karl aufbrausend. „Mein herrlicher Vater, der für deutsche Unabhängigkeit lebte und starb, hätte nicht diesen Engländer, diesen Prinzregenten, der jetzt die Krone trägt, zu meinem Vormund machen sollen. Wie bin ich behandelt worden — wie ein Rekrut! Stets auf Order marschieren, essen, trinken — und drei Taler wöchentliches Taschengeld! Und dieser Hofmeister von Linsingen, von Kopf zu Fuß verengländer, rief er nicht aus, als meine gute Tante Karoline, die Königin von da drüben, nach einem Skandalprozeß sondergleichen ganz plötzlich eines Morgens starb, vergiftet von ihrem Gemahl — darauf leist' ich jeden Eid: mein Vetter ist eine Kanaille — rief der Linsingen da nicht aus: „Gott sei Dank, daß diese Frau krepirt ist!“ Ich solle mir ein Exempel daran nehmen, rief der würdige Mentor.“

„Doch es ging ja schon immer das Gerücht,“ sagte Klindworth, „man hätte das letzte Testament Ihres durchlauchtigsten Vaters unterschlagen.“

„In der That, mein erster Erzieher, der Geistliche Prince, dem ich aufrichtig zugetan war, soll von diesem Testament Näheres gewußt haben. Da wurde er eines Tages seines Amtes entsetzt und in Bedlam eingesperrt. In Narrenhäusern begräbt man die Wahrheit. Mich selbst aber hat man auf Reisen in allen Irrenhäusern herumgeführt. Starrköpfig war ich schon; wenn ich querköpfig werden sollte, da drohte man mir mit dem Schicksal meines Lehrers!“

Wenn der Herzog eine nach seiner Ansicht sehr glückliche Bemerkung gemacht hatte, so pflegte er sich mehrmals auf dem Absatz im Kreise herumzudrehen, und er versäumte auch diesmal nicht, seine Fußtriller zu schlagen.

„Und nun — um auf diesen Schmidt-Whiselded wieder zu kommen — in einen Mietswagen vor dem Thor ist er mit seiner ganzen Familie gestiegen und in Hannover haben sie ihn mit offenen Armen empfangen. Er hat vorher alle wichtigen Papiere — die ganze Korrespondenz mit Hannover und England — verbrannt. Das schreibt er selbst mit der Schamlosigkeit, mit der er während meiner dreijährigen Ferien die Regierung dieses Landes geführt und alle die andern Stroh männer beiseite geschoben hat. Ich selbst habe bei ihm Hausfuchung gehalten, ich selbst! Einem solchen Verbrecher gegenüber muß jeder anständige Mensch zum Scherzen werden. Ich habe freilich nichts gefunden als einige Rollen von Silbertalern, die ich eigenhändig für den Staatsschatz konfisziert habe.“

Das Beifallsmurmeln des kleinen Kreises belohnte den Herzog für die offenherzige Mitteilung dieses kleinen Seitenpas, den er sich als Selbstherrscher aller Braunschweiger erlaubt hatte.

„Und Sie raten gewiß nicht, welchen Streich ich Seiner Erzellenz zu spielen gedente! Ich will nicht, daß das alles hinter verschlossenen Türen spielt; mein gutes Volk soll wissen, was für Nichtswürdigkeiten sich in meiner nächsten Nähe zugetragen haben und daß ich selbst Strafen verhängen kann, ohne meine hochweise Justiz zu fragen. Ich habe verordnet, daß morgen hier auf offenem Markt das Wappen des Verräters durch Henkersknechte zerschmettert und verbrannt wird.“

„Das ist herrlich, Durchlaucht!“ rief die Gräfin Görz.

„Doch fürchten Durchlaucht nicht,“ sagte Wolfschagen, „daß das Volk, durch ein derartiges Schauspiel verwöhnt, öfter solchen Strafvollzug auf freiem Markt ersehnen würde?“

„Was weiter? Man kann heutzutage die Kanaille nicht rädern und vierteilen; da muß man ihnen symbolisch den Garaus machen. Und das Volk soll wissen, was das für Leute waren, die während meiner Untätigkeit in diesen drei Jahren die Geschichte des Landes in ihren Ästen herumgetragen haben. Ich ging ja auf Reisen, ich blieb den Regierungsgeschäften fern, weil der Fürst-Staatskanzler dies wünschte.“

„Verzeihen Durchlaucht,“ sagte die Gräfin Görz, „ich hätte an Ihrer Stelle dem Wunsch des Kanzlers nicht Folge geleistet.“

„Er ist allmächtig!“ versetzte, mit den Achseln zuckend, Witt von Döring, der insgeheim in dessen Diensten stand.

„Durchlaucht hätten die Hannoveraner längst aus dem Lande gejagt“, sagte Wolfschagen, „und ein frisches und freudiges Regiment eingeführt. Wir, die Jugend dieses Landes, hätten zu Ihnen gestanden!“

„Bravo, Wolfschagen! Doch ein Staatsmann muß laviere — und ein Fürst muß ein Staatsmann sein. Metternich war mein Freund, mein Ratgeber — ja, wäre er bloß in Wien des Kaisers rechte Hand gewesen, ich hätte mich nicht um ihn gekümmert; doch er hielt seine mächtige Hand über den Deutschen Bund — und was hätten sie da in dem Frankfurter Brutnest nicht alles gegen mich ausbrüten können unter den Einflüsterungen meines Veters von Hannover! Ich parierte Order, ich duckte mich unter den Fittichen des Wiener Staatsmanns, um jetzt desto gewaltiger mich in die Höhe richten zu können. Und der Augenblick ist gekommen — und hier erhebe ich mich als freier Fürst und ziehe eine schmachvolle Vergangenheit vor Gericht.“ Dabei schlug Karl mit der Hand auf ein Manuskript, das neben ihm lag.

„Es ist ein verspätetes Patent der Besitzergreifung meines Thrones. Klindworth kennt es, er hat daran mitgearbeitet, ist mir in den Fingern gefallen, wenn's mit mir durchging.“

Und der Herzog las eine landesherrliche Verordnung vor, die eine vollständige Kriegserklärung gegen die englisch-hannoversche Regierung enthielt: er sei nach dem braunschweigischen Landesgrundgesetz schon mit dem achtzehnten Jahr mündig geworden, man habe ihm dies sein Recht bis zum neunzehnten vorenthalten. Daher bedürften alle in jenem Jahr erlassenen Verordnungen und Einrichtungen zu ihrer Rechtsgültigkeit seiner Anerkennung, ja auch alle während seiner Minderjährigkeit 1815—1821 erlassenen Verordnungen seien nur insoweit rechtsverbindlich, als dadurch nicht über wohl erworbenen Regentenschafts- und Eigentumsrechte verfügt worden wäre.

„Aber die ständische Verfassung von 1820“, meinte Wolfschagen.

„Hab' ich nie anerkannt“, fiel der Herzog ein; „ich habe ja auch die Stände trotz der verstrichenen dreijährigen Frist nicht wieder einberufen.“

Doch Wolfschagen, der frei von jeder kriechenden Untertänigkeit war, wagte zu erwidern: „Durchlaucht, die Rechte der Stände sind sehr gering im Vergleich mit dem, was in den süddeutschen Staaten dem Volk gewährt ist.“

„Das ist etwas anderes, lieber Wolfschagen“, versetzte der Herzog in lehrhaft überlegenem Ton. „Das dort sind Volksrechte, Verfassungen, darüber läßt sich sprechen; bei uns aber hat das Volk gar keine Rechte; und einem halben Schod Gelleute soll ich mich unterwerfen, die sich auf der ganzen Erde untereinander darüber verständigen, die Untertanen im

Namen ihrer Souveräne und zum Profit der herrschenden Aristokratie zu bedrücken.“

Jetzt regte sich in Witt von Döring der noch nicht völlig ertötete Demagog; es wurde ihm auf einmal wieder schwarz-rot-golden zumute, er vergaß alles, was dazwischen lag, und sagte mit freudigem Zuruf, wie er einst den andern zugejubelt hatte: „Das war ein kräftig Wörtlein! Heil unserm Herzog!“

Alindworth und seine Egeria hatten nicht ohne Befremden die Worte des unberechenbaren jungen Mannes gehört, der Herzog von Braunschweig und immerhin ein Gesalbter des Herrn und ein Mitglied des Deutschen Bundes war; sie sahen sich erstaunt und fragend an. Doch wenn sie fürchteten, daß sie den Herzog falsch beurteilt hätten, so beruhigten sie wieder die folgenden Worte, die die ganze Selbstherrschafft eines rückichtslosen Despoten atmeten:

„Ich kümmerge mich den Teufel um den ganzen ständischen Krimskräms, doch die Herren haben die Hand am Geldbeutel; sie verwehren mir, über die Kammer- und Dominalgüter zu verfügen, sie wollen mitsprechen über den Staatshaushalt, über Einnahmen und Ausgaben! Doch das ist des Fürsten gutes Recht — und ein Fürst darf nicht leben wie ein Bettler, er muß sich sein Leben vergolden können; denn der Glanz seiner Regierung ist auch seines Volkes Glanz und Ruhm! Und wenn ich meine Passionen habe — ich sammle gern Kostbarkeiten — soll ich darin irgend einem Privatmann nachstehen, der Geld besitzt, um seine Sammelmuth zu befriedigen? Nein, hinter meinen Ständen lauert die hannoversche Intrige — und ich will damit aufräumen, ein für allemal!“

„Und was soll mit dem Patent für Durchlaucht geschehen?“ fragte Wolfschagen.

„Mein Minister muß es unterzeichnen — dazu hat man ja seine Minister! Dann hat das Ding ein verfassungsmäßiges Aussehen — und — honny soit, qui mal y pense!“

Der Herzog erhob sich, und die Verschwörung am grünen Tisch hatte für diesmal ein Ende gefunden.

Es war gegen Abend; Mückenschwärme flimmerten wie goldener Staub im Licht der untergehenden Sonne; hinter den Säulen des Buchenwaldes breitete sich ein Purpurgewand aus, das sich mit einer tieferen Blut färbte, und die Fensterscheiben des Schloßchens aufleuchten machte.

Unter den Kronen der Obstbäume wandelte durch den Garten ein schönes Weib, eine Engländerin, hoch und schlank, mit feinem Teint, üppigem blonden Haar und blauen tiefen Augen — es war Miß Coleville aus London. Ungeduldig schritt sie die Kiesgänge nach der Gartentür auf und nieder.

Endlich! Ein Reiter sprengte auf dem Dorfweg heran, grüßte, sprang vom Pferd, das der Reitknecht in den Gutshof führte, und eilte in die Arme der schönen Lady, die ihn so sehnsüchtig erwartet hatte. Es war Herzog Karl!

Bald sahen sie zusammen in der Geißblattlaube. Bediente in der herzoglichen Stree warteten auf. Die Lady hatte einen kleinen Hofstaat, der für diesen ländlichen Aufenthalt nicht recht passen wollte.

„So lange hast du dich nicht bei mir sehen lassen!“

„Unangenehme Händel: Entgegnungen auf meine Verordnung von Hannover — ein Pasquill vom Grafen Münster, der meine ehrenrührigen Beschuldigungen zurückzuweisen sucht. Hannoversche Truppen rücken an die Grenze, ich hätte Lust, ihnen mit 5000 Braunschweigern entgegenzuziehen. Sacre dieu! So behandelt man den Ältesten der Familie — dieser junge Welse auf dem englischen Thron.“

„Nun,“ sagte Miß Coleville, „du bist doch ein Jüngling gegenüber dem dicken Georg IV.“

„Doch ich habe das ältere Recht. Mit ihren Streitschriften kommen sie nicht mit, ich habe gewandtere Leute, die die Feder führen. Wäre nur nicht Metternich — ich würde über Hannover herfallen und diesem entarteten Welsen zeigen, daß ich das Schwert meiner Ahnen auch zu führen weiß.“

Miß Coleville strich ihm die Haare aus der Stirn.

„Wir leben in einer friedlichen Zeit,“ sagte sie, „und ich brauche nicht zu sorgen, daß du in Todesgefahr geräth.“

„Du könntest dich täuschen, Kind! Die Todesgefahr ist näher, als du glaubst! Ich habe ihn fordern lassen!“

„Wen in aller Welt?“ fragte Miß Coleville erstaunt.

„Nun, den Patron, den Grafen Münster, die rechte Hand meines früheren Vormundes, Seiner großbritannischen Majestät.“

„In politischen Streitigkeiten greift man nicht zur Pistole!“

„Doch, das waren höchst persönliche Angelegenheiten. Ich hatte den allmächtigen Famulus des jungen Welsen da drüben jenseits des Kanals einen Feigling genannt, und dieser Brief geriet in seine Hände. Da erklärte der tapfere Herr, ich würde wohl eine solche Äußerung unterlassen haben, wenn ich nicht wüßte, daß ich sie unter der heiligen Agide der Souveränität ungestraft tun könne. Eine infame Äußerung! Sie ist mir lieb, diese Souveränität, aber ich versetze mich nicht dahinter, wo es gilt, seine Mannhaftigkeit zu beweisen; ich habe daher den Grafen Münster fordern lassen.“

„Ein regierender Fürst — einen Minister!“ sagte Miß Coleville kopfschüttelnd.

„Es hat auch Aufsehen gemacht — und das gab dem Staatsmann an der Themse eine willkommene Ausflucht: ich hätte die Sache so offenkundig gemacht, daß Seine Majestät davon erfahren, noch ehe die Herausforderung an ihn selbst, den Grafen Münster, gelangt sei, und so habe der König ausdrücklich das Duell verboten.“

„Gott sei Dank!“ rief Miß Coleville. „Damit ist wohl die Sache erledigt!“

„Der Teufel auch,“ rief der Herzog, „er kommt mir noch vor die Pistole! Ich habe ihm eine neue Herausforderung geschickt, und zwar ist der Überbringer mein Roß- und Hundehändler Taterial. Du kennst ihn ja, den Niesen mit dem roten Gesicht. Er ist ein zuverlässiger Mann und weiß mit Viehzeug umzugehen; also ist er ganz am Platz bei Seiner Erzellenz; ich habe ihm Order erteilt, wenn der Graf sich weigern sollte, meine Forderung anzunehmen, ihn mit der Sezpreißche zu bearbeiten!“

„Aber, Karl . . .“

„Und sollte er einmal sein Schloß Dernburg, dicht an unserer Grenze, das ihm der König geschenkt hat, aufsuchen, so lasse ich ihn von meinen Husaren aufgreifen, ihn auf den Braunschweiger Markt schleppen und dort die Taterfalsche Exekution an ihm vollziehen. Ich folge damit nur dem edelmännischen Brauch: wer Satisfaktion verweigert, erhält Stockschläge. Doch ich hoffe noch immer, er wird sich mir stellen, Europa soll sehen, daß es auch Fürsten gibt, die ihre Ehre selbst verteidigen!“

Miß Coleville lächelte zu allen diesen Mittheilungen; sie kannte die ausschweifende Phantasie des jungen Fürsten.

Der Herzog war aufgestanden. Bald darauf zog er sich mit seiner Geliebten in ihr Boudoir zurück.

Es war mit üppigstem Luxus ausgestattet, prachtvolle Teppiche, große Ölgemälde. Eine mattrote Ampel warf ein träumerisch süßes Dämmerlicht auf die Rundfüße, die wie kleine Lauben von Blatt- und Blüthengehängen umschlossen waren.

„Hier ist's traulich, Ellen“, rief der Fürst. „Sage doch selbst, ist's hier nicht schöner als in dem langweiligen England?“

„Doch Durchlaucht haben sich ja dort jahrelang gut amüsiert“, versetzte Miß Ellen schalkhaft lächelnd.

„Und den schönsten Schatz habe ich mir von dort herübergeholt“, sagte Karl und küßte sie leidenschaftlich. „Aber, es ist dort viel Schlimmes passiert — oh, dieser dicke Georg! Er war einmal der schönste Mann im Königreich, neben seinem beau Brummel, ein lustiger Prinz von Wales — jetzt lebt er wie ein Einsiedler in Windsorcaastle, ein häßlicher alter Mann. Dabei ist er ein Unhold — und das Blut steigt mir zu Kopf, wenn ich an seine Schandtaten denke. Nun, ich habe ihm ein Denkzeichen gestiftet, das ihn in Wut versetzen wird. Es ist wahr, meine Tante Karoline, die auf dem Thron von

England kein Glück gefunden, hatte viele Fehler, die uns im Blut liegen; sie war rücksichtslos und taktlos. Daß sie diesen abgetafelten Wüstling nicht lieben mochte, daß er sie schlecht behandelte, das mag ihre Untreue entschuldigen bei ihrer Reise nach Italien, Griechenland und Palästina! Freilich, sie hat viel Törichtes getan! Daß sie diesen ungebildeten Bergami, der früher drei Livres Gehalt hatte, zu ihrem begünstigten Kammerherrn und Reisebegleiter machte, ja sogar zum Großmeister des Ordens der Heiligen Karoline von Jerusalem, den sie wohl in einer übermütigen Laune gestiftet hat, das sind Tollheiten, die man mit in Kauf nehmen muß. Und doch geschah, wie du weißt, das Unglaubliche. Als sie Königin geworden war, ließ Georg IV. ihren Namen aus der Liturgie streichen und gab dem ganzen Volk das Beispiel eines standalösen Scheidungsprozesses, bei dem die Lords des Oberhauses zu Gericht saßen und das hohe Haus mit Dingen behelligt wurde, die sonst nur für Zosen und Waschweiber von Interesse sind. Und dann der plötzliche Tod — ein Glas Limonade — oh, man kann der erste Gentleman seines Königreichs und doch ein gemeiner Giftmischer sein!"

"Nun, und dein Denkzeichen?"

"Die unglückliche Königin wollte in ihrer heimatlichen Erde begraben sein. Hier ruht ja ihr Gebein; doch jetzt erit habe ich ihr einen Denkstein setzen lassen, der nicht bloß unsere Trauer, sondern auch des Königs Schmach verewigen soll. Auf diesem Denkstein steht mit goldenen Lettern: 'Die ermordete Königin Karoline.' Und der König weiß es, er ist in heller Wut darüber!"

Das war ein glücklicher Einfall, wenigstens nach der Ansicht des Herzogs; er erhob sich und drehte sich mehrmals auf dem Absatz herum. Doch als er dann mit stürmischer Zärtlichkeit sich der Geliebten nähern wollte, begegnete er einer unerwarteten spröden Abwehr. Miß Coleville blickte ernst und düster; eine Wolke lagerte sich auf ihrer Stirn.

"Das war eine traurige Fürstenehe; doch es war eine Ehe! Wann wird die unserige fest geschlossen werden? Wenn ich auch als eine unbequeme Mahnerin erscheine: ich muß dich an dein Versprechen erinnern, Herzog Karl; ich muß dich daran erinnern, daß ich dir nur gefolgt bin unter der festen Zusicherung einer morgantischen Ehe. Nicht als eine Entführte und Verführte habe ich meines Vaters Haus verlassen, und verziehen hat er mir nur, weil ich deinen Ring am Finger trage, das fürstliche Unterpfand einer baldigen Ehe."

Sie sah ihn mit strengen Blicken an, seine Hand, die in ihren blonden Locken wühlte, stieß sie zurück; sie erhob sich stolz und fremd; ihr festgeschlossener Mund kündigte einen energischen Entschluß an; ihr fragender Blick schien auf Antwort zu warten.

Karl war betroffen. Doch er sagte sich; es war ja nicht zum erstenmal, daß sie sich seinen Liebsfugungen entrißen hatte und ihm entgegengetreten war mit königlicher Hoheit.

Sie aber mahnte wieder: „Wochen und Wochen vergehen, Monate und Monate — wann hältst du dein Versprechen?"

Der Souverän zuckte mit den Achseln; ein Fürst darf sich nicht eraminieren lassen, als sitze er auf der Schulbank; auch er nahm eine schroffe, ablehnende Haltung an.

"Ich lebe hier auf dem Dorf," fuhr sie fort, „ich lebe wie eine Einsiedlerin. Ich gebe zu, es ist mein eigener Wunsch; ich sehne mich nicht danach, an den Hof zu kommen und von diesen deutschen Frauen mit scheelen Blicken angesehen zu werden. Nur als die Gemahlin des Herzogs will ich unter sie treten, das ist mein gutes Recht, das ich dann in Anspruch nehme. Doch schon jetzt bin ich des Herzogs Braut durch ein bindendes Gelöbniß. Steh' mir Rede, Karl, wann erfüllst du dein Versprechen?"

"Eine fürstliche Ehe," versetzte Karl, „ist nicht so leicht geschlossen, auch keine Ehe zur linken Hand. Da müssen die Agnaten mitsprechen, mein Bruder..."

"Den du niemals fragtest..."

"Die Stände..."

"Die für dich nicht existieren!"

"Gleichviel, es bedarf der Überlegung; es muß vieles geordnet und angeordnet werden; ich habe dann ja keine Nachkommen, die nach mir den Thron bestiegen können."

"Karl, wenn du mich hintergehst..."

"Ist das deine Liebe zu mir? Nur aus Ehrgeiz hast du beschloffen, mir anzugehören? Eines Herzogs Gemahlin wolltest du werden; doch mich hast du nicht geliebt!"

"Hab' ich dir nicht alles geopfert?" rief sie mit einer von Tränen erstickten Stimme. „Doch die Ehre meines Hauses, meines Namens kann ich dir nicht opfern!"

Karl trat ans Fenster, riß es auf und pfiß seinem Reitknecht; dann fiel sein Blick auf das schöne Weib, das befreundet, enttäuscht auf ihn blickte. Es wurde ihm schwer, jetzt von ihr zu scheiden. Das Feuer des Zorns stand ihr schön zu Gesicht. Die schlanke, hohe Gestalt, die stolze Anmut ihrer Bewegungen, das Ebenmaß ihrer Züge, ihrer Formen, die wallende Lockenflut — das lockte ihn mächtig an; doch ein nachgiebig Wort zu sprechen, verbot ihm sein Selbstgefühl.

"Ich werde wiederkommen, wenn du besserer Laune bist", sagte er und wendete sich nach einem flüchtigen Händedruck zum Gehen. Miß Coleville aber warf sich, als er das Zimmer verlassen hatte, in tiefem Schmerz auf die Ottomane. Die Ahnung eines trostlosen Schicksals kam über sie; sie sah sich getäuscht, verlassen, entehrt, durch den Treubruch eines Fürsten, dem sie Glauben geschenkt hatte. (Schluß folgt.)

Blätter und Blüten.

Neues aus Tibet. Der Schleier, der so viele Jahrhunderte über dem geheimnisvollen Tibet und seinem Lamaismus lag, lüftet sich mehr und mehr. Nun liegt auch von einer deutschen Expedition ein Bericht aus Tibet vor, dem wir einiges allgemein Interessirendes hier entnehmen. Die Reise des Dr. Hümm und des Leutnants Genchow führte von Peking aus durch China nach dem tibetianischen Hochland. Mit welcher merkwürdigen Schwierigkeiten man beim Reisen in diesen Gegenden bisweilen rechnen muß, illustriert die Mitteilung, daß das Reisegeld nicht weniger als 87 Pfund — wog. Zudem wechselte das Münzsystem alle Augenblicke. In Tibet ist zur Zeit eine von den Chinesen geprägte Kupie im Umlauf, die mangels einer Scheidemünze bei Bedarf in Stücke geschnitten wird. Daneben gilt auch die englische Kupie — die neugeprägten mit dem Kopf Eduards VII. nehmen die Tibaner aber nicht, sie wollen die alte Luceu auf den Städten sehen. Über die Flüsse führen mehrfach Kettenbrücken; die über den Tung-ho war 125 Meter lang, 3 1/2 Meter breit und etwa 40 Meter über dem Flußpiegel gelegen. „Dünne Brettchen sind, mir höchst problematisch befestigt, quer über die Ketten gelegt, ein dünnes, lüdenhaftes Geländer gibt dem armen Passanten ein ganz geringes

Gefühl der Sicherheit. Bei jedem Schritt schwingt die Brücke in senkrechter und waagrechter Richtung." Viele Reisenden lassen sich denn auch über solche Brücken mit verbundenen Augen von den Eingeborenen hinübertragen. Der Lama ist allgegenwärtig — jeder dritte, an manchen Orten jeder zweite Familiensohn wird Priester — und der eigentliche Herrscher im Lande. Bald begegnet man ihm hoch zu Ross, die Gebetsmühle auch beim Reiten eifrig drehend, bald wandert er zu einem Gehöft, „die Trommel zu schlagen“, d. h. Gottesdienst abzuhalten. Fast in jedem größeren Gehöft hocken die „Kahlköpfe“ uns Feuer, jedem andern die Benutzung des so geheiligten Wärmemittels wehrend. Die Lamapriester scheiden sich in vier Sekten, äußerlich schon an der roten, gelben, weißen und schwarzen togaartigen Gewandung kenntlich. Die einzelnen Sekten und ihre Klöster liegen in ewiger Fehde miteinander, bei der es nur zu oft blutige Köpfe fest. Der weltliche Besitz der Klöster und seine Verwaltung oder richtiger Ausbeutung gleicht dem unserer Klöster im Mittelalter. Gebetsmühlen, diese eigenartige Form Gebete zu verrichten, sind in den Häusern der Reichen mehrfach eingebaut. In den Zeiten des Mißganges legt sie der Hausbewohner

in Bewegung, um „Verdienst zu erwerben“. Auch Gebetsmühlen, die regelrecht durch Wind oder Wasser getrieben wurden, sahen die Reisenden mehrfach. Das Hauptnahrungsmittel der Tibetaner in den von Asien durchzogenen Gebieten ist ein Gericht aus Mehl, verriebenen Käse und Salz; es wird mit Tee in den hölzernen Schnäpsen zusammengemietet. Höchst merkwürdig berührt uns der Gruß. Die auf ihren Ponys oder Hals (Grunzhöfen) reitenden Tibetaner, die stets auf dem Rücken die lange Kantenrinne und die zwei zünftige Auflegegabel tragen, grüßen nämlich, indem sie eine Hand mit emporgestrecktem Daumen und einge schlagenen Fingern erheben und — die Zunge weit hervorstrecken.



Adelaida Ristori †.

Dr. H. Hn.
Adelaida Ristori †. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) Keiner aus der jüngeren Generation hat die große Tragödin je in ihrem Glanze gesehen, und die ältesten unter uns müssen fast drei Jahrzehnte in ihren Erinnerungen zurückblättern, um ihr schönes Bild aus den mählich verblähten Farben wieder in sich ersehen zu sehen! Am 29. Januar 1822 zu Civitavecchia in Friaul geboren, ging sie ganz jung zur Bühne, wo anfangs ihre Begabung mehr für das Lustspiel geeignet erschien. In der zwanzigjährigen aber schon offenbarte sich die große Tragödin. Nach ihrer 1847 erfolgten Verheiratung mit dem Marchese Giulino del Grillo unterbrach sie während einiger Jahre ihre künstlerische Tätigkeit. Als sie wieder — von 1855 ab mit eigener Truppe — aufnahm, hatten ihr Wesen und ihre Kunst die Steigerung und die Fülle der Vollendung erlangt. Der Medea und Francesca da Rimini, Legouvés Beatriz und der Maria Stuart liebte sie ihr schönes, rein „wie eine antike Gemme“

geformtes Antlitz, die tiefe, hinreißende Leidenschaft ihrer Seele, den warmen, tönenden Klang ihrer Stimme. Ihr lauschte die Welt: quer durch Europa, dann durch ganz Amerika, schließlich selbst nach Australien führte sie die bunte Fahrt. Nun starb sie am 9. Oktober in Rom, 84-jährig. Zwei Kinder trauern um sie.

Ein Semmelweis-Denkmal in Budapest, der Geburtsstadt des genialen Entdeckers der Ursache des Kindbettfiebers, wurde am 30. September d. J. enthüllt. Semmelweis' Leben (1818—1865) ist ein tragischer Kampf gegen Dummheit und Böswilligkeit gewesen. Seine feste Überzeugung, daß das mörderisch auftretende Kindbettfieber (es starb oft die Hälfte der in den Kliniken behandelten Kranken, während jetzt nur durchschnittlich ein Todesfall auf 2000 Geburten entfällt) durch die schlecht desinfizierten Hände des behandelnden Arztes bedingt werde, stieß auf den leidenschaftlichen Widerpruch der Fachgenossen. Daß und Wohin war die bittere Ernte dieses Fortscherebens, das unverhältnismäßig früh und im Wahnsinn schloß. — So war denn also diese Denkmalsenthüllung eine jener Ehrungen, die an dem großen Toten gutzumachen suchen, was an dem Lebenden gelündigt wurde. — Das Denkmal, von Alois Strobl aus kararischem Marmor gebildet, erhebt sich in einer kleinen grünen Parkinsel der Innenstadt, in einer Höhe von sieben Metern. Es trägt auf hohem Sockel, den Amoretten umspielen und Eichen- und Eichenzweige anmutig umkränzen, die überlebensgroße und dennoch schlichte Bildnisfigur. Semmelweis ist stehend dargestellt, in ungarischer Tracht, mit Büchern in der Linken. Der stille, gütige Blick ist nach abwärts gerichtet, dahin, wo am Fuß des Denkmals eine junge Mutter sitzt; sie hat ihr

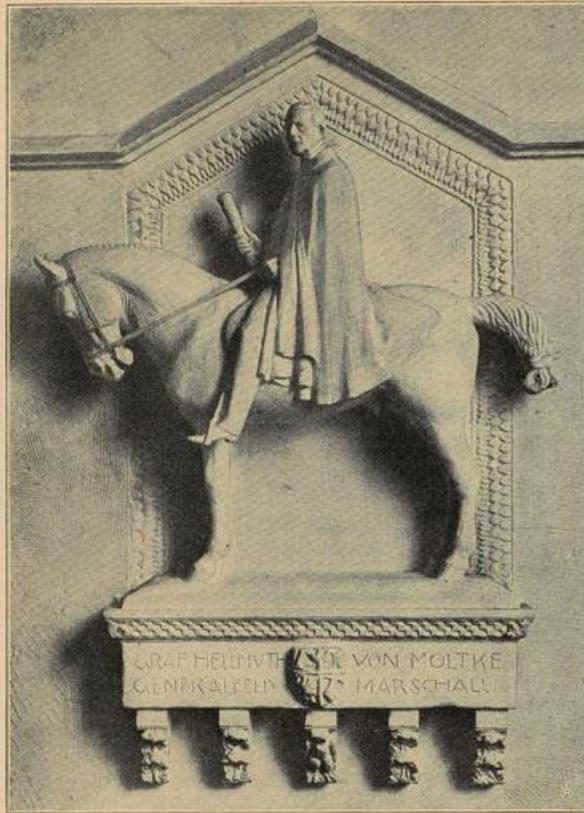


Denkmal für J. P. Semmelweis in Budapest
 Ausgeführt von Alois Strobl.



Die Vorstandsmitglieder des Vereins der deutschen Sortimenter.

28 Schermann, Berlin, phot.



Das Moltke-Denkmal für Bremen.
Entworfen von Hermann Hahn.

Kind im Arm und blickt voll Dank und Liebe zu dem Ketter so viel blühenden, jungen Lebens empor.

Der Verein der deutschen Sortimenter, dessen Vorstand wir den Leuten der „Gartenlaube“ auf dem wirkungsvollen Gruppenbild der vorhergehenden Seite zeigen, hat als Organ des deutschen Sortimentsbuchhandels eine Fülle tatkräftiger Arbeit im Dienst dieses Standes wie der gesamten deutschen Leser geleistet. So wird es gewiß allgemein interessieren, jene Männer, in deren Händen in erster Linie die Sorge um Verbreitung unserer zeitgenössischen Literatur ruht, im Bild zu sehen. Der Verein, dessen Vorstand seine jüngste Jahresversammlung im Architektenhaus in Berlin abgehalten hat, steht unter der Leitung des Dr. Bernhard Lehmann in Danzig (in der unteren Reihe der Sechse von links). Möge dieser Vereinigung, die wie kaum eine andere als Zusammenschluß wahrer Kulturträger bezeichnet werden kann, die Zukunft weiteres Gedeihen bringen!

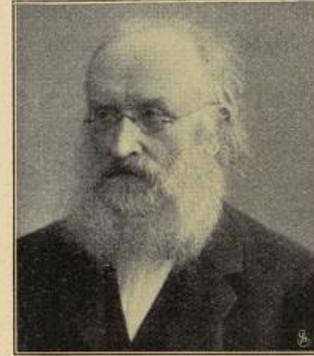
Das Moltke-Denkmal für Bremen. (Zu der obenstehenden Abbildung.) In kurzer Zeit wird Bremen eines der eigenartigsten Denkmäler besitzen, die späte Enkel in Dankbarkeit der Erinnerung an 1870 errichtet haben. Der Entwurf dazu, den wir hier im Bild wiedergeben, ist von Professor Hahn in München und zeigt den strengen Stil edler Moderne, ohne dabei zu dem Stil des künftigen Aufstellungsortes in unharmonischem Gegensatz zu stehen. Das Steinbild wird, von vornehm ruhiger Ornamentik umrahmt, an der Außenwand der gotischen Liebfrauenkirche (der Garnisonskirche Bremens) errichtet werden. Es stellt Moltke zu Pferde dar — barhaupt, den Feldherrnstab in der



Münchener Oktoberfestgäste.

Hand, vom weiten, tieffaltigen Mantel umhüllt. In der Geschlossenheit des Umrisses, in der Einheit von Kopf und Kletter, in der großen Ruhe und reinen Linienführung erinnert das Monument entfernt an gewisse Eindrücke aus römischer Antike, andererseits aber auch an die herbe Schönheit sehr früher oberitalienischer Renaissanceplastiken. Wegen den Mantel und die Barbüchigkeit wurden von einzelnen Mitgliedern der begutachtenden Kommission Bedenken erhoben, die sich gegen das Unhistorische in dieser Darstellungsweise richteten. Schließlich drang aber der Entwurf durch; wohl ganz im Sinn der modernen Auffassung, daß der Wert eines Denkmals nicht in der größeren oder geringeren Wirklichkeitstreue bestehe, mit der es der irdischen Körperlichkeit des Dargestellten nahekommen suche, sondern in der Kraft, mit der es künstlerisch das Ideal, die Idee zu gestalten vermag, in die sich dem Volksgeist die Erinnerung an seine Helden zu verdichten pflegt.

Adolf Kirchhoff. (Zu dem untenstehenden Bildnis.) Der berühmte Philologe und Berliner Universitätsprofessor, der im letzten Winter in ungealterter Kraft des Geistes den achtzigsten Geburtstag und bald darauf das sechzigjährige Doktorjubiläum begangen hat, kann diesen seltenen Festen als drittes in diesem Jahr sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum anreihen. Am 6. Januar 1826 in Berlin geboren, war und blieb Adolf Kirchhoff auch während seines ganzen reichen Lebens seiner Vaterstadt getreu. Hier erhielt er von der klugen Mutter den ersten Unterricht, ging dann in die Realschule und das Gymnasium über und bezog ungewöhnlich früh — noch nicht sechzehn Jahre alt — die Universität, an der er nun schon die Enkelgenerationen seiner ersten Schüler die eigene Freude an exakter Forschung zu lehren versucht. Kirchhoffs Tätigkeit umfaßt zwei Hauptgebiete der Sprachwissenschaft: Epigraphik (Inschriftenkunde) und griechische Literaturgeschichte. Auf dem Gebiet der Epigraphik veranschafften ihm „Die unbrüchigen Sprachdenkmäler“, die er mit dem Sanskritforscher Theodor Aufrecht 1849/51 herausgab, sofort Namen und Ansehen, die jedes der in rascher Folge erscheinenden neuen Werke noch vermehrte. Dem „Stadtrecht von Bantia“ folgten Studien über gotische, dann über fränkische Runen, und die Teilnahme und ausgebreitete Mittätigkeit an dem großen Unternehmen der Sammlung der griechischen Inschriften (Corpus inscriptionum graecarum und Corpus inscriptionum atticarum) nimmt im Lebenswerk Kirchhoffs ebenfalls ansehnlichen Raum ein. Unter seinen zahlreichen Arbeiten über griechische Literaturgeschichte dürften besonders die Studien über „Die Homerische Odyssee“ (1879) auch weiteren Kreisen von Interesse sein.



Professor Adolf Kirchhoff
begeht sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum.

Vom Münchener Oktoberfest. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Wieder wie alljährlich ist auch in diesen Herbsttagen auf der „Theresienwiese“, die sich als ein weiter Rasen zu Füßen der „Bavaria“ breitet, für wenige kurze Wochen die bunte Bretterstadt entstanden, in der das frohe Treiben des alten Münchener Volksfestes sich abspielt. Erstanden ist sie — und wieder verichwunden — und nichts als die Erinnerung der Tausende, die sich hier in dem Jubel mit vergnügten, mahnt noch an diese laute Freude, die einmal noch sich austollen und voll ausleben will, ehe die kalten Tage kommen und ehe der frühe Winter seinen ersten Schnee über die Wiesen breitet. Jetzt sind die großen Zelte und Baraden, die Karussells, Menagerien, Zauberbuden, die Schankstellen und Wurst- und Heringsbratereien wieder abgebrochen, und auch die bunten Trachten liegen wieder wohlverwahrt in den Trüben. Jetzt stehen die drei schmutzen Männer, die unser Bild in ihren Lodenröcken, Kniehosen und Wadenstrümpfen zeigt, gewiß schon wieder emsig an der Arbeit und lächeln nur manchmal, wenn die Erinnerung an alle ausgelassene Lust des Oktoberfestes sich meldet, oder wenn sie daran denken, um wieviel schöner es noch werden soll — im nächsten Jahr.

Druck und Verlag Ernst Reil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Fischer; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Voerner, beide in Berlin. — In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wirth; für den Anzeigenteil verantwortlich: J. Rafael, beide in Wien. — Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.